Engelhorns Allgemeine Romanbibliothek.
Eine Auswahl der besten modernen Romane aller Völker.
Vierter Jahrgang. Band 2.

Eine neue Judith.

(Jess.)

Roman in zwei Bänden

von

H. Rider Haggard.

Autorisierte Uebersetzung aus dem Englischen

von

Natalie Rümelin.

Zweiter Band.

Stuttgart.
Verlag von J. Engelhorn.
1887.

Alle Rechte vorbehalten.

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Neunzehntes Kapitel.

Hans Coetzee kommt nach Pretoria.

Nach überstandener Krisis machte Johns Genesung rasche Fortschritte. Bei seiner kräftigen Natur war, als sich die Arterie geschlossen hatte, das verlorene Blut rasch wieder ersetzt, und vier Wochen nach seiner Verwundung fühlte er sich beinahe wieder so kräftig wie je.

Eines Morgens — es war der 20. März — saßen Jeß und er in dem Garten ihres kleinen Häuschens; John lag in einem langen Rohrsessel, den Jeß aus einem der verlassenen Häuser entlehnt oder entwendet hatte, und schmauchte seine Pfeife. Neben ihm, in einer Vertiefung der Armlehne des Sessels, die ursprünglich zur Aufnahme eines Wasserbechers bestimmt gewesen, lag ein großer Büschel purpurroter Trauben, die sie für ihn gepflückt hatte, und auf seinem Knie ruhte eine journalistische Merkwürdigkeit, die „Neuigkeiten aus dem Lager", die sich hauptsächlich durch ihren gänzlichen Mangel an Neuigkeiten auszeichneten. Es ist nicht leicht, in einer belagerten Stadt eine Zeitung im Gange zu erhalten.

Schweigend saßen sie nebeneinander. John paffte den Rauch hinaus, und Jeß hatte ihre Arbeit — Socken für John — müßig in den Schoß sinken lassen und ihre Hände darüber gefaltet; ihre Blicke ruhten auf dem wechselnden Spiel der Lichter und der Schatten, die auf den bewaldeten Abhängen drüben tanzten.

So still und ruhig saßen sie da, daß eine große, grüne Eidechse hervorkam und sich ganz nahe bei ihnen in der

Sonne wärmte, und ein prächtig gestreifter Schmetterling sich kühn auf die Purpurtrauben niederließ. Es war ein köstlicher Tag und ein köstliches Plätzchen. Sie befanden sich zu weit vom Lager entfernt, um von dessen Lärm belästigt zu werden, das einzige Geräusch, das zu ihren Ohren drang, war das Plätschern des fließenden Wassers und das Flüstern des Windes, der durch die steifen, gräulichen Blätter der Blaugummibäume säuselte.

Sie selbst saßen im Schatten des kleinen Hauses, das Jeß so teuer geworden war, wie kein andrer Ort auf Erden. Rings um sie her war alles von Sonnenschein überflutet, der gleich flüssigem Golde schimmerte, und drüben an der roten Umfriedigung, am Ende des Gartens, wo die üppigen feurigen Granatapfelblüten die Rosen durch ihre Glut zu beschämen suchten, glaubte man, in der heißen Luft auf der rauhen Steinmauer Millionen mikroskopischer Elfen herumtanzen zu sehen. Friede, überall war Friede! und doch pochte das Herz der Natur in vollem, reichem Leben. Friede in den Stimmen der Turteltauben unter den Weiden! Friede in dem Spielen des Sonnenscheins und in dem Flüstern des Windes! Friede in den blühenden Blumen und den hin und her gaukelnden Faltern! Jeß blickte auf den Reichtum und den Glanz, der um sie her ausgebreitet lag, und dachte, dies sei der Himmel auf Erden; dann gab sie dem sonderbaren, traurigen Hang ihrer Natur nach und begann sich zu fragen, wie viele Menschen schon so gesessen und dieselben Gedanken gedacht hätten, um dann in die unergründlichen Tiefen der Vergangenheit hinabzugleiten und vergessen zu werden, und wie viele noch also sitzen und sinnen würden, wenn auch an sie schon die Reihe gekommen und sie von dem Abgrund verschlungen worden war, aus dem kein Echo zu den Lebenden dringt? Doch was liegt daran? Der Sonnenschein wird noch immer die Erde mit seinem Gold überfluten, das Wasser plätschern und die Schmetterlinge über den Blumen schweben, und andre Frauen werden mit gefalteten Händen hier sitzen und die Herrlichkeit schauen und diese nämlichen Gedanken denken, die der menschliche Geist nicht auszudenken vermag! Und so wird es Tausende

und aber Tausende von Jahrhunderten sein, bis endlich auch diese alte Welt ihr vorbestimmtes Ziel erreicht hat und aus dem Weltenraum verschwindet mit allem, was sie auf sich trägt.

Und Jeß — wo wird sie dann sein? Wird sie auf einem andern Sterne weiterleben und lieben und leiden, oder war dies alles nur eine grausame Mythe? War sie nur ein aus Erde gebildetes Wesen, das wieder zur Erde werden mußte, oder besaß sie einen Geist, der über der Materie schwebte? Was erwartete sie nach Sonnenuntergang? — Schlaf. Oft hatte sie gehofft, daß es so sein würde — Schlaf und nichts als Schlaf. Aber nun wünschte sie das nicht mehr. Ihr Leben hatte einen neuen Mittelpunkt gefunden, einen Mittelpunkt, der, wie sie fühlte, nicht vergehen konnte, solange sie lebte. Jetzt hoffte sie auf ein künftiges Leben, denn dort gab es eine Zukunft für sie, dort mußte die Reihe auch an sie kommen, und da, wo er war, wollte auch sie sein. O süßer Wahn! alter, unhaltbarer Gedanke, glänzender Traum, der wie eine Glorie um das düstere Leben schwebt! Wer hat ihn nicht geträumt, und wer vermag es, an ihn zu glauben? Und doch, wer kann sagen, daß er trüge? Wenn auch die Philosophen und Gelehrten lächeln und spottend auf die groben, irdischen Schlacken weisen, die unsern Leidenschaften anhaften — ist es deshalb nicht doch möglich, daß es einen Ort gibt, an dem die Liebe lebt, auch wenn die Lust vergangen ist, und an dem Jeß entdecken wird, daß sie nicht vergeblich im Sonnenschein gesessen und ihr Herz dem Licht des Glückes und dem Glanz einer Erscheinung entgegengebracht hat, die für einen Augenblick die Schatten in ihrem Innern zu bannen schien?

John hatte seine Pfeife zu Ende geraucht und beobachtete des ahnungslosen Mädchens Angesicht, das nun, da sie sich gehen ließ, nicht mehr starr schien, sondern all die zärtlichen Gedanken und beseligenden Hoffnungen widerspiegelte, die in ihrem Gemüte hin und her wogten. Ihre Lippen waren leicht geöffnet, die großen Augen strahlten in sanftem, wunderbarem Glanze, während das ganze Gesicht

einen Ausdruck lebhaften Denkens und geistiger Sehnsucht trug, wie man ihn nur auf den Meisterwerken der alten Schulen im Antlitz der jungfräulichen Gottesmutter dargestellt sieht. Jeß war, abgesehen von ihren Haaren und Augen, durchaus nicht hübsch. Aber in diesem Augenblick wollte es John bedünken, als trage ihr Gesicht die Spuren einer göttlichen Schönheit, wie er sie noch an keinem Weibe gesehen. Ihr Antlitz glich mehr dem eines Geistes als eines menschlichen Wesens und es erschreckte ihn beinahe.

„Jeß," sagte er endlich, „an was denken Sie?"

Sie fuhr zusammen, und ihr Gesicht nahm wieder seinen gewöhnlichen Ausdruck an. Es war, als hätte sie plötzlich eine Maske vorgenommen.

„Warum fragen Sie das?"

„Weil ich es wissen möchte. Ich habe Sie noch nie so gesehen."

Sie lachte leise.

„Sie würden mich für närrisch halten, wenn ich Ihnen sagte, an was ich gedacht habe. Einerlei! es zog vorüber wie alle Gedanken. Ich will Ihnen aber sagen, an was ich jetzt denke — es ist die höchste Zeit, von hier fortzukommen. Mein Onkel und Bessie werden halb verzweifeln."

„Wir sind schon seit mehr als zwei Monaten eingeschlossen — der Entsatz kann nicht mehr ferne sein," wandte John ein, denn die thörichten Leute in Pretoria lebten noch immer des festen Glaubens, sie würden eines schönen Morgens durch den Anblick von in der Sonne blitzenden englischen Bajonetten erfreut und die Boeren in alle Winde zerstreut werden.

Jeß schüttelte den Kopf. Sie begann den Glauben an das Erscheinen von Hilfstruppen völlig zu verlieren.

„Meiner Meinung nach müssen wir, wenn wir uns nicht selbst helfen, hier bleiben, bis wir ausgehungert werden — wovon wir nicht allzuweit entfernt sind. Da es übrigens nichts nützt, Worte darüber zu verlieren, will ich gehen und unsre Rationen holen. Haben Sie alles, was Sie brauchen?"

„Alles, danke schön."

„Nun, dann halten Sie sich ruhig, bis ich zurückkomme.“

„Warum?“ lachte John, „ich bin wieder so stark wie ein Pferd.“

„Möglich, aber das ist, wie Sie wissen, die Vorschrift des Arztes. Adieu!“ Und Jeß nahm ihren großen Korb und ging.

Sie hatte sich noch keine fünfzig Schritte von der Thür entfernt, als sie plötzlich einer bekannten Gestalt auf einem ebenfalls bekannten Pony ansichtig wurde. Die Gestalt war dick, sah gutmütig und freundlich aus, und der Pony war klein, aber ebenfalls fett. Es war Hans Coetzee — niemand anders!

Jeß traute kaum ihren Augen. Der alte Hans in Pretoria! Was konnte dies bedeuten?

„Oom Coetzee! Oom Coetzee!“ rief sie, als er im Schritt an ihr vorüberritt, offenbar auf dem Wege nach Heidelberg.

Der alte Boer hielt seinen Pony an und sah sich verwundert um.

„Hier, Oom Coetzee, hier!“

„Almagtiger!“ sagte er, seinen Pony drehend. „Sie sind's, Missie Jeß, Sie sind's? Wer hätte aber auch daran gedacht, Sie hier zu sehen?“

„Wer hätte daran gedacht, Sie hier zu sehen?“ entgegnete sie.

„Ja, ja, es mag Ihnen wunderbar erscheinen. Aber ich bin ein Friedensbote, wissen Sie, wie Noahs Taube aus der Arche. Die Sache ist die,“ und er sah sich um, ob sie von niemand belauscht würden, „ich bin von der Regierung gesandt worden, um über die Auswechslung der Gefangenen zu verhandeln.“

„Von der Regierung! Von welcher Regierung?“

„Von welcher? Nun, von dem Triumvirat natürlich — das der Herr segnen und erhalten möge wie Jonas, als er um die Stadtmauer ging.“

„Josua, als er um die Mauer der Stadt ging,“ berichtigte Jeß, „Jonas ging nur in den Magen des Walfisches hinab.“

„Ach ja, gewiß, das that er, und drinnen blies er die

Trompete. Es fällt mir wieder ein, obgleich ich nicht begreife, wie er das gemacht hat. Es ist nämlich Thatsache, daß unsre ruhmreichen Siege mir den Kopf ein wenig verwirrt haben. Ach! wie herrlich ist es doch, ein Patriot zu sein! Der gütige Gott stärkt den Arm des Patrioten und sorgt, daß er seinen Feind vernichte."

„Sie sind ja plötzlich ein ganz ausgezeichneter Patriot geworden, Oom Coetzee," sagte Jeß spöttisch.

„Ja, Missie, ja; ich bin durch und durch Patriot. Ich hasse die englische Regierung; zum Teufel mit der englischen Regierung! Wir wollen unser Land und unsern ‚Volksraad' zurückhaben! Almagtiger! Bei Langs Nek habe ich gesehen, wer im Recht ist! Ach, diese armen, armen Rooibaatjes! Ich selbst habe vier erschossen; zwei, als sie heraufkamen, und zwei, als sie davonliefen, und der letzte überschlug sich wie ein Bock. Armer Mann! Ich habe nachher bittre Thränen um ihn geweint. Ich wollte überhaupt nicht gern kämpfen, aber Frank Müller hat nach mir geschickt und gesagt, wenn ich nicht mitziehe, werde er mich erschießen lassen. Ach, das ist ein Teufel von einem Mann, der Frank Müller. So bin ich mitgezogen, und als ich dann sah, wie der liebe Gott den englischen General an jenem Tage zu einem noch größeren Narren machte, als er ohnehin immer ist, so daß er es versuchte, uns mit tausend seiner armen Rooibaatjes aus Langs Nek zu vertreiben, da habe ich gesehen, auf welcher Seite das Recht liegt, und habe gesagt: ‚Zum Teufel mit der englischen Regierung! Was hat die englische Regierung hier zu suchen?' und nach Ingogo sagte ich das Gleiche noch einmal."

„Das ist alles einerlei, Oom Coetzee," unterbrach ihn Jeß. „Ich habe Sie früher aus einer andern Tonart pfeifen hören, und vielleicht werden Sie dies auch wieder thun. Sagen Sie mir, wie es meinem Onkel und meiner Schwester geht? Sind sie auf der Farm?"

„Almagtiger! Sie werden doch nicht etwa glauben, daß ich dort gewesen bin, um nach ihnen zu sehen? Aber ja, ich habe gehört, daß sie dort sind. Es ist ein hübscher Platz, dies Mooifontein, und ich habe vor, es zu kaufen,

wenn wir die Engländer alle aus dem Lande gejagt haben. Frank Müller hat mir gesagt, sie seien dort. Aber nun muß ich machen, daß ich weiter komme, oder dieser Teufel von einem Mann, Frank Müller, will wissen, wo ich mich aufgehalten habe."

„Dom Coetzee," sagte Jeß, „wollen Sie 'was für mich thun? Wir sind ja alte Freunde, und ich habe auch einmal meinen Onkel überredet, Ihnen fünfhundert Pfund zu leihen, als alle Ihre Ochsen an der Lungensucht gefallen waren."

„Ja, ja, es soll auch einmal zurückbezahlt werden — wenn wir nur erst diese Engländer aus dem Lande getrieben haben." Und damit nahm er seine Zügel auf, um fortzureiten.

„Wollen Sie mir einen Gefallen thun?" fragte Jeß, dem Pony in die Zügel fallend.

„Was ist es denn, Missie? Was ist es denn? Ich muß weiter. Dieser Teufel von einem Mann, Frank Müller, wartet bei Nooihuis Kraal mit den Gefangenen auf mich."

„Ich brauche einen Paß für Kapitän Niel und mich und eine Eskorte. Wir möchten nach Hause zurückkehren."

„Almagtiger!" sagte er, „das ist ganz unmöglich. Einen Paß! — wer hat je so etwas gehört? Lassen Sie mich, ich muß fort!"

„Es ist nicht unmöglich, Dom Coetzee, wie Sie wohl wissen," entgegnete Jeß. „Hören Sie! Wenn ich den Paß bekomme, will ich mit meinem Onkel wegen der fünfhundert Pfund sprechen. Vielleicht verlangt er sie dann gar nicht wieder zurück."

„Ah!" sagte der Boer. „Nun, wir sind ja alte Freunde, Missie, und ‚Verlaß nie einen Freund in der Not', das ist stets mein Wahlspruch gewesen. Almagtiger! Ich reite hundert Meilen weit — ich gehe durchs Feuer für einen Freund! Ja, ja, ich will sehen, was sich thun läßt. Es hängt von diesem Teufel von einem Mann, Frank Müller, ab. Wo kann man Sie finden — in dem weißen Häuschen dort? Gut. Morgen wird die Eskorte mit den Gefangenen kommen, und wenn ich den Paß kriegen kann, soll er Ihnen von derselben gebracht werden. Aber, Missie, vergessen Sie

die fünfhundert Pfund nicht! Wenn Sie nicht mit Ihrem Onkel reden, soll er es mir entgelten. Almagtiger! was ist es doch für eine Sache, ein gutes Herz zu haben und seinen Freunden gern beizustehen! Nun also, guten Tag! guten Tag!" und fort galoppierte er auf seinem fetten Pony, und sein breites Gesicht strahlte von unendlichem Wohlwollen.

Jeß warf ihm einen Blick der Verachtung nach und ging dann ins Lager, um ihre täglichen Rationen zu holen.

Als sie zurückkam, erzählte sie John, was sich ereignet hatte, und sagte, es würde zweckmäßig sein, für den Fall, daß sie den Paß erhielten, alles zum Aufbruch vorzubereiten. Demgemäß wurde der Wagen aus dem Lager herbeigeschafft, und John schraubte die Patentkapseln los und füllte sie mit Kastoröl, während Mouti den Befehl erhielt, die Pferde, die alle gesund waren und nur infolge des ungenügenden Futters etwas dürftig aussahen, in Rufweite zu halten.

Unterdessen verfolgte der alte Hans seinen Weg etwa eine Stunde lang, bis er in Sicht eines kleinen roten Hauses kam.

Plötzlich löste sich aus dem Schatten vor dem roten Hause ein Reiter auf einem starken schwarzen Pferde ab. Der Reiter — ein hübscher, bärtiger Mann von strengem Aussehen — beschattete seine Augen mit der Hand und blickte den Weg entlang. Dann schien er seinem Pferde unversehens die Sporen gegeben zu haben, denn das Tier machte einen plötzlichen Satz vorwärts und näherte sich Hans Coetzee in kurzem Galopp.

„Ah! das ist dieser Teufel von einem Mann, Frank Müller!" rief Hans. „Was er nur wieder will. Es läuft mir immer kalt den Rücken hinab, wenn er in meine Nähe kommt."

Unterdessen war der Reiter auf seinem wilden Rappen dicht an den Pony herangeritten und hatte sein Pferd mit einem scharfen Ruck pariert, so daß es kerzengerade in die Höhe stieg und seine Vorderhufe in bedenkliche Nähe von Hansens Kopf kamen.

„Almagtiger!" rief der alte Mann, seinen Pony zurückreißend. „Seien Sie doch vorsichtig, Neef! Ich habe nicht Lust, mich wie ein Ungeziefer zertreten zu lassen!"

Frank Müller — denn er war es — lächelte. Er hatte sein Pferd mit Absicht steigen lassen, um den alten Mann, den er als eine Erzmemme kannte, zu erschrecken.

„Wo haben Sie so lange gesteckt? und was haben Sie bei den Engländern gemacht? Sie hätten schon vor einer halben Stunde zurück sein sollen!“

„Das wäre ich auch gewesen, Neef, wenn ich nicht noch aufgehalten worden wäre. Sie werden doch nicht glauben, ich werde in diesem verwünschten Nest länger als nötig verweilen? Bah!“ und er spuckte dabei aus, „es stinkt dort förmlich nach Engländern, und ich kann den Geschmack gar nicht wieder loswerden.“

„Sie sind ein Lügner, Oom Coetzee,“ lautete die kühle Antwort. „Englisch mit den Engländern, boerisch mit den Boeren — weder warm noch kalt, weder Fisch noch Fleisch. Nehmen Sie sich in acht, sonst zeige ich Sie an. Ich kenne Sie und Ihr Geschwätz. Wissen Sie noch, was Sie zu dem Engländer Niel sagten, in dem Hofe der Schenke in Wakkerstroom, wo Sie sich dann umdrehten und mich sahen? Ich habe es gehört und nicht vergessen. Wissen Sie, was einem ‚Landverrader‘ geschieht?“

Hans klapperte förmlich vor Furcht mit den Zähnen, und sein blühendes Gesicht erblaßte vor Angst.

„Was wollen Sie damit sagen, Neef?“ fragte er.

„Ich — oh — nichts. Ich wollte Sie nur als Freund gewarnt haben. Ich habe so allerlei über Sie gehört bei —“ und er ließ seine Stimme sinken und flüsterte einen Namen, bei dessen Klang der arme Hans noch blässer wurde.

„Nun,“ fuhr sein Peiniger fort, nachdem er sich hinreichend an seiner Angst geweidet hatte, „was für Bedingungen haben Sie in Pretoria herausgeschlagen?“

„Oh gute, Neef, gute,“ schnatterte Hans, entzückt, auf einen andern Gegenstand übergehen zu können. „Ich fand die Engländer so geschmeidig wie gegerbtes Leder. Sie wollen ihre zwölf Gefangenen für unsre vier auswechseln; morgen um zehn Uhr sollen die Leute drin sein. Ich habe ihrem Kommandanten von Langs Nek und Ingogo erzählt, und er wollte mir nicht glauben. Er dachte, ich lüge wie

er selbst. Sie kriegen übrigens jetzt Hunger da drin. Ich habe einen Hottentotten gesehen, den ich von früher kenne, und er sagte mir, daß ihre Knochen schon bedenklich hervorträten."

„Bald werden sie vollends ganz durch die Haut stechen," brummte Frank.

„So, hier sind wir am Hause angelangt. Der General ist hier. Er ist gerade von Heidelberg gekommen, und Sie können ihm Ihren Bericht selbst abstatten. Haben Sie etwas über den Engländer — Kapitän Niel — gehört? Ist es wahr, daß er tot ist?"

„Nein, er ist nicht tot. Dabei fällt mir ein, ich habe auch Oom Crofts Nichte getroffen — die schwarze. Sie ist mit dem Kapitän in Pretoria eingeschlossen und bat mich, zu versuchen, ob ich ihr nicht einen Paß zur Heimreise verschaffen könne. Natürlich habe ich ihr gesagt, das sei ein Unsinn, sie müßten dort bleiben und mit den andern verhungern."

Müller, der diesen letzten Teil der Erzählung mit äußerstem Interesse vernommen hatte, brachte sein Pferd plötzlich zum Stehen und antwortete: „Haben Sie das gesagt? Dann sind Sie ein noch größerer Narr, als ich geglaubt habe. Wer hat Ihnen Vollmacht gegeben, darüber zu entscheiden, ob sie einen Paß bekommen sollen oder nicht?"

Zwanzigstes Kapitel.

Der große Mann.

Von dieser letzten Bemerkung geradezu überwältigt, schnappte Hans nach Luft wie ein aufs Trockne geworfener Karpfen und sagte sich in seinem nichtsnutzigen alten Herzen, daß Frank Müller doch wirklich und wahrhaftig „ein Teufel von einem Mann" sei. Währenddem hatten sie die Thür des kleinen Hauses erreicht und stiegen ab; eine Minute später befand sich Hans in der Gegenwart eines der Häupter der Rebellion.

Es war dies ein untersetzter, häßlicher Mann von etwa fünfundfünfzig Jahren, mit großer Nase, kleinen Augen, schlichtem Haar und gebeugter Haltung. Seine Stirn indessen war gut gebildet, und das ganze Gesicht verriet weit über den Durchschnitt hinausragende Fähigkeiten und seltenen Scharfsinn. Der große Mann saß an einem einfachen Brettertisch und war damit beschäftigt, mit sichtlicher Mühe etwas auf ein Blatt schmutzigen Papieres zu schreiben und dazu eine sehr große Pfeife zu rauchen.

„Nehmt Platz, ihr Herren, nehmt Platz,“ sagte er, als sie eintraten, und deutete mit dem Pfeifenrohr auf eine Holzbank. Die beiden setzten sich, ohne auch nur die Hüte abzunehmen, stopften ihre Pfeifen und schickten sich an, dieselben anzuzünden.

„Wie, in Gottes Namen, schreibt man denn ‚Excellenz‘?“ fragte der General plötzlich. „Ich habe es auf vier verschiedene Weisen geschrieben, und ein Wort sieht schlimmer aus als das andre.“

Frank Müller gab die gewünschte Auskunft. Hans dachte zwar in seinem Innersten, er habe das Wort falsch buchstabiert, wagte aber nicht, dies zu sagen. Dann entstand eine neue Pause, die nur durch das Kratzen der Kielfeder auf dem schmutzigen Papier unterbrochen wurde, und während welcher Hans beinahe einschlief, denn bei dem sehr heißen Wetter war er von seinem Ritt müde geworden.

„So,“ sagte endlich der Schreiber und betrachtete mit einem beinahe kindlichen Ausdruck der Befriedigung sein Schriftstück, „das wäre geschehen! Verflucht sei der Mann, der das Schreiben erfunden hat! Unsre Väter befanden sich ganz gut ohne dasselbe, warum nicht auch wir? Allerdings für die Verträge mit den Kaffern mag es von einigem Nutzen sein. Ich glaube übrigens nicht, daß Sie mir das Wort ‚Excellenz‘ richtig angegeben haben, Neef; nun, es wird seinen Zweck schon erfüllen. Wenn ein Mann dem Vertreter der Königin von England einen solchen Brief schreibt, braucht er es mit dem Buchstabieren nicht so genau zu nehmen; es wird mit dem übrigen in Kauf genommen;“ und leise lachend lehnte er sich in seinen Stuhl zurück.

„Nun, Mynheer Coetzee, was gibt's? Ach ja, ich weiß, die Gefangenen — nun, was haben Sie ausgerichtet?"

Hans erzählte seine Geschichte, und als er wie gewöhnlich abzuschweifen begann, unterbrach ihn der General ohne weiteres.

„So, so, Dom. Ihr Reden gleicht dem Fahren mit einem Ochsenwagen — viel Rumpeln, Stoßen, Knarren und Räderdrehen, ein Höllenlärm, aber kein Vorwärtskommen. Sie wollen uns zwölf Mann geben für unsre vier? Nun, das ist das richtige Verhältnis. Doch nein: vier Boeren sind mehr wert als zwölf, ja als vierzig Engländer!" und wieder lachte er. „Gut, die Leute sollen hingeschickt werden, wie Sie es abgemacht haben; sie sollen helfen, ihre letzten Zwiebacke aufessen. Guten Tag, Dom. Warten Sie, noch ein Wort, ehe Sie gehen! Ich habe seiner Zeit von Ihnen gehört; man hat mir gesagt, es sei Ihnen nicht zu trauen. Ich weiß freilich nicht, ob dem so ist; ich selbst glaube es nicht. Aber merken Sie's sich: sollte es doch so sein und ich es herausbringen, ich ließe Sie, bei Gott, erst mit Sjambocks in Fetzen schlagen und dann erschießen, und Ihren Leichnam würde ich den Engländern als Geschenk schicken," und dabei schlug er mit seinen Fäusten auf den Brettertisch, was ein Geräusch hervorbrachte, das höchst unangenehm auf des armen Hans Nerven wirkte; dabei flimmerte ein kalter, grausamer Glanz in den kleinen Augen, der für einen schüchternen Mann, mochte er sich auch noch so unschuldig fühlen, sehr unbehaglich war.

„Ich schwöre —" begann Hans zu stottern.

„Schwören Sie lieber nicht, Dom; Sie sind Kirchenältester. Außerdem liegt auch keine Notwendigkeit dazu vor. Ich sagte ja, daß ich es nicht von Ihnen glaube; nur sind mir in der letzten Zeit mit andern ein- oder zweimal dergleichen Dinge vorgekommen. — Nein, es ist für Sie einerlei, wer sie waren — Sie werden ihnen nirgends mehr begegnen. Guten Tag, Dom, guten Tag. Vergessen Sie nicht, dem allmächtigen Gott für unsre ruhmvollen Siege zu danken. Er wird dies von einem Kirchenältesten gewiß erwarten."

Der arme Hans zog sich niedergeschlagen zurück und

fühlte bitter, daß die Tage dessen, der es, wenn auch noch so kunstvoll und unparteiisch, versucht, auf zwei Stühlen zumal zu sitzen, keine glücklichen Tage sind und manchmal in Gefahr geraten können, auch noch verkürzt zu werden. Und angenommen, die Engländer gewännen trotz allem doch noch den Sieg — wie er es in seinem innersten Herzen hoffte und wünschte — wie sollte er diesen dann beweisen, daß er dies wirklich gehofft hatte? Der General beobachtete ihn unter seinen zusammengezogenen Brauen hervor mit einem halb drohenden, halb lustigen Ausdruck auf dem Gesicht, als er zur Thüre hinauswatschelte.

„Ein Windbeutel, ein Feigling; ein Mann ohne Empfindung für Gutes oder Böses! Dies, Neef, ist Hans Coetzee. Er würde uns verkaufen, wenn er könnte, aber ich habe ihm jetzt Angst gemacht, und wenn ich mich nicht täusche, hat er gemerkt, daß ich nur belle, wenn ich auch zu beißen gedenke. Doch genug von ihm. Habe ich Ihnen schon gedankt, für Ihren Anteil an dem Sturm auf den Majuba? Ach, das war ein glorreicher Sieg! Zu wie vielen waret ihr, als ihr euch nach dem Berge aufmachtet?"

„Achtzig Mann."

„Und wie viele zum Schluß?"

„Hundertsiebzig, vielleicht auch noch einige mehr."

„Und wie viele von euch wurden getroffen?"

„Drei — einer getötet, zwei verwundet und einige gestreift."

„Wundervoll, wundervoll! Das war eine tapfere That, und weil sie tapfer war, hatte sie auch Erfolg. Er muß toll gewesen sein, der englische General! Wer hat ihn erschossen?"

„Breytenbach. Colley hielt ein weißes Taschentuch in die Höhe, da schoß Breytenbach und der General stürzte und dann rannten sie alle Hals über Kopf den Berg hinunter. Ja, es war wundervoll! Sie hätten uns mit der linken Hand zurückschlagen können. Das kommt davon, daß man das Recht auf seiner Seite hat, Oom."

Der General lächelte grimmig. „Das kommt davon, daß man Leute hat, die schießen können, ortskundig sind

und sich vor nichts fürchten. Nun, es ist gethan und gut gethan. Die Sterne waren für uns, Frank Müller, und so weit haben wir gesiegt. Aber wie soll es enden? Sie sind kein Thor; sagen Sie mir, wie es enden soll?"

Frank Müller stand auf und ging zweimal im Zimmer auf und ab, ehe er antwortete. „Soll ich es Ihnen sagen?" fragte er, und fuhr dann, ohne eine Antwort abzuwarten, fort: „Es wird damit enden, daß wir das Land zurückgewinnen. Dies bedeutet schon dieser Waffenstillstand. Tausende von Rotröcken liegen dort am Nek, sie können also nicht auf Soldaten warten. Sie warten auf eine passende Gelegenheit zum Nachgeben, Oom. Wir werden das Land zurückbekommen und Sie werden Präsident der Republik sein."

Der alte Mann that einen Zug aus seiner Pfeife. „Sie denken weit, Frank, und Ihr Kopf geht nicht mit Ihnen durch. Die englische Regierung ist im Begriff nachzugeben. Noch immer sind uns die Sterne günstig. Die englische Regierung ist so toll wie ihre Offiziere. Sie werden klein beigeben. Aber es bedeutet noch mehr, Frank; ich will es Ihnen sagen," und wiederum fiel seine schwere Hand dröhnend auf den Tisch — „es bedeutet den Sieg der Boeren durch ganz Südafrika. Bah! Burgers war schließlich doch kein solcher Narr, wenn er von der großen holländischen Republik sprach. Ich war kürzlich zweimal in England und kenne den Engländer durch und durch. Er weiß nichts — gar nichts. Er versteht seinen Kram; er geht in seinem Kram unter und kann an nichts andres denken. Manchmal geht er fort und gründet seinen Handel an einem andern Orte und geht wieder in ihm unter und dehnt ihn weit aus, denn dies versteht er gut. Aber es ist alles nur eine Frage des Handels, und wenn der Handel auswärts dem Handel daheim in die Quere kommt, oder wenn sie denken, daß dies der Fall sei, so macht der Handel daheim dem auswärtigen ein Ende. Bah! Sie reden viel in England, aber der Kern der Sache ist immer Handel, Handel, Handel. Sie sprechen auch von Ehre und Patriotismus, aber beides muß dem Handel weichen. Und ich sage Ihnen, Frank Müller, der Handel hat die Engländer zu

etwas gemacht und der Handel wird sie auch zu Grunde richten. Nun, möge es so sein. Wir werden unser Teil haben: Afrika für die Afrikaner; zuerst aber Transvaal für die Transvaaler. Shepstone war ein kluger Mann; er würde alles in einen englischen Laden verwandelt und die Schwarzen zu Ladendienern gemacht haben. Wir haben dies alles geändert, aber wir sind Shepstone Dank schuldig. Die Engländer haben unsre Schulden bezahlt, sie haben die Zulus aufgefressen, die uns sonst vernichtet hätten, und nun kommen wir wieder an die Reihe und ich werde, wie Sie sagen, der erste Präsident sein."

„Ja, Oom, und ich werde der zweite sein."

Der große Mann blickte ihn an. „Ja, Sie sind ein kühner Mann," sagte er, „und die Kühnheit macht den Mann und das Land. Ich glaube, daß Sie es sein werden. Sie haben den Kopf dazu; und ein klarer Kopf kann viele Narren lenken. Ich glaube es selbst, Sie werden eines Tages Präsident der Republik sein."

„Ja, ich werde es sein, und wenn ich es bin, vertreibe ich die Engländer aus Südafrika. Mit Hilfe der Zulus von Natal will ich es vollbringen. Dann rotte ich die Eingeborenen aus und lasse nur so viele übrig, als wir zu Sklaven brauchen. Das ist mein Plan, Oom, und er ist gut."

„Es ist ein großer Plan; ich bin aber nicht sicher, daß es auch ein guter ist. Aber gut oder schlecht, wer kann es sagen? Sie mögen ihn ausführen, Neef, wenn Sie am Leben bleiben. Ein Mann mit Verstand und Reichtum kann alles ausführen, wenn er das Leben behält; aber es gibt einen Gott. Ich glaube, Frank Müller, daß es einen gibt, und ich glaube, daß er den Thaten der Menschen ein Ziel setzt. Wenn der Mensch zu weit geht, läßt ihn der Herr umkommen. Wenn Sie am Leben bleiben, Frank Müller, werden Sie diese Dinge ausführen, aber vielleicht tötet Sie der Herr. Wer kann es sagen? Sie werden vollbringen, was Gott will, und nicht, was Sie wollen."

Der ältere Mann sprach nun im Ernst, und Müller fühlte, daß dies kein scheinheiliges Gewinsel war, wie es sonst die Hochstehenden unter den Boeren zur Schau zu tragen be-

lieben. Er sprach einfach aus, was er dachte, und trotz seinem Unglauben überlief es Müller kalt; denn der aufrichtige Glaube eines bedeutenden Mannes wird stets, so sehr er dem unsrigen auch zuwiderlaufen mag, Zweifel in uns wachrufen und unsre Ansichten erschüttern. Für einen Augenblick erwachte der in ihm schlummernde Aberglaube und er erschrak. Zwischen ihm und der glänzenden Zukunft voll Blut und Macht lag noch eine finstere Kluft. Wenn diese Kluft nun der Tod wäre und die Zukunft nichts als ein Traum — oder schlimmer! Sein Gesicht verfinsterte sich bei diesem Gedanken und der General bemerkte dies.

„Nun," fuhr er fort, „wer es erlebt, wird es ja sehen. Unterdessen haben Sie dem Staate gute Dienste geleistet, Neef, und sollen dafür belohnt werden. Wenn ich Präsident bin —" er betonte dies ganz besonders, was seinem Zuhörer nicht entging — „wenn ich durch die Unterstützung meiner Anhänger Präsident geworden bin, werde ich Sie nicht vergessen. Und nun muß ich satteln und zurückreiten; ich muß in sechzig Stunden an Langs Nek sein, um dort General Woods Antwort zu erwarten. Sie werden für die Auslieferung der Gefangenen Sorge tragen," fügte er hinzu, klopfte seine Pfeife aus und stand auf.

„Verzeihen Sie, Mynheer," sagte Müller in rasch angenommenem ehrerbietigem Ton, „ich habe um eine Gunst zu bitten."

„Was ist es, Neef?"

„Ich möchte einen Paß für zwei Freunde von mir — Engländer — in Pretoria, welche zu ihren Verwandten im Wakkerstroomer Bezirk zurückkehren möchten. Sie sandten mir durch Hans Coetzee Nachricht."

„Ich stelle nicht gern Pässe aus," antwortete der General etwas ärgerlich. „Sie wissen, daß es so viel heißt, als Boten herauslassen. Ich wundere mich, daß Sie darum bitten."

„Es ist eine kleine Gunst, Mynheer, und ich glaube nicht, daß es etwas schaden wird. Pretoria wird sich darum nicht mehr viel länger halten, und ich bin den Leuten für vieles verpflichtet."

„Nun, wie Sie wollen; aber wenn irgend welcher

Schaden daraus entsteht, mache ich Sie dafür verantwortlich. Schreiben Sie den Paß, ich will ihn unterzeichnen."

Frank Müller setzte sich und schrieb und datierte den Paß, der einfach lautete: „Man lasse die Inhaber unbehindert durch."

„Das ist genug, um einen Ochsenwagen durchzubringen, und kann ganz Pretoria umfassen."

„Ich weiß nicht gewiß, ob sie zu zweien oder dreien sind," entgegnete Müller leichthin.

„Schon recht, aber Sie sind verantwortlich. Geben Sie mir die Feder," und er kritzelte seine große, ungelenke Unterschrift an den Fuß des Blattes.

„Ich beabsichtige mit Ihrer Erlaubnis, den Wagen mit zwei Mann selbst an seinen Bestimmungsort zu geleiten. Wie Sie wissen werden, gehe ich morgen hinunter, um das Kommando im Wakkerstroomer Bezirk zu übernehmen."

„Ganz gut; das ist Ihre Sache, Sie sind dafür verantwortlich. Ich werde weiter keine Frage stellen, vorausgesetzt, daß Ihre Freunde unsrer Sache nicht schaden," und ohne ein Wort weiter verließ er das Zimmer.

Als der große Mann gegangen war, setzte sich Frank Müller wieder auf die Bank, betrachtete den Paß und ging mit sich selbst zu Rate, denn er war viel zu klug, um dies mit einem andern zu besorgen.

„Der Herr hat meine Feinde in meine Hand gegeben," sagte er lächelnd und strich seinen goldnen Bart. „Nein, ich will die Gelegenheit, die er mir in seiner Gnade bereitet, nicht wieder ungenützt lassen wie an jenem Tage auf der Jagd. Und dann zu Bessie! Ich fürchte, ich werde den alten Mann auch umbringen müssen; es thut mir leid, aber ich kann es nicht ändern; sollte Jeß irgend etwas zustoßen, so würde Bessie Mooifontein bekommen, und das ist des Nehmens schon wert. Nicht als ob ich noch mehr Land wollte, ich habe dessen genug. Ja, ich will sie heiraten; es würde ihr schon recht geschehen, wenn ich es nicht thäte, aber eine Heirat ist doch immerhin anständiger und gibt einem mehr Recht auf eine Frau. Dann wird sie mir auch da und dort nützlich sein, denn ein schönes Weib ist eine Macht, sobald

ein Mann nur versteht, diesen Köder auszuwerfen. Ja, ich werde sie heiraten und dies ist der Weg, sie zu erringen — es ist eine etwas blutige Bewerbung, doch werden die Küsse nur desto süßer sein und schließlich wird sie mich lieben um das, was ich für sie gewagt habe. So, Frank Müller, so! Schon vor zehn Jahren sagtest du zu dir selbst: Drei Dinge sind des Besitzens wert in der Welt. Erstens — Reichtum; zweitens — Weiber, wenn sie uns gefallen, oder noch besser ein Weib, falls es uns vor allen andern begehrenswert erscheint; drittens — Macht! Nun hast du den Reichtum; du bist fast der reichste Mann in Transvaal. In Zeit einer Woche wirst du auch ein Weib besitzen, das du liebst und das dir teurer ist, als die ganze übrige Welt. In fünf Jahren wirst du auch Macht haben — unbeschränkte Macht. Der alte Mann ist klug und wird Präsident werden; aber ich bin klüger und werde bald seinen Stuhl einnehmen" — dabei stand er auf und setzte sich in den Sessel des Generals — „und er wird eine Stufe hinuntersteigen und meinen einnehmen. Ach, und dann werde ich herrschen. Meine Zunge soll süß sein, wie Honigseim und meine Hand eine eiserne Rute. Wie ein Sturmwind werde ich über das Land fegen. Mit Hilfe der Kaffern werde ich die Engländer verjagen und dann die Kaffern vernichten und ihr Land in Besitz nehmen. Ah!" — und seine Augen blitzten und seine Nüstern erweiterten sich — „dann wird das Leben des Lebens wert sein! Wie herrlich ist doch die Macht! Nimm nur 'mal den Engländer, meinen Nebenbuhler: heute ist er gesund und stark, in drei Tagen wird er nicht mehr sein und ich — ich werde ihn vernichtet haben. Aber wenn erst die Zeit kommt, wo ich nur die Hand auszustrecken brauche, um ihm Tausende nachzusenden! — Das ist dann Macht, unbeschränkte Macht; und dann werde ich mit Bessie glücklich sein."

Und so träumte er eine Stunde oder länger, bis seine ungezügelte Einbildungskraft seine Vernunft in eine Art geistiger Verzückung versetzt hatte. Bild um Bild entrollte sich vor dem Auge seines Geistes. Er sah sich selbst als den obersten Befehlshaber einer großen Macht in entsetzlichem Gemetzel die Streitkräfte Englands besiegen und

vor sich herjagen; ja, er wählte schon das Schlachtfeld aus auf den Abhängen des Biggarsberges in Natal. Dann sah er, wie er die Eingeborenen vernichtete und unbeschränkt über ein unterwürfiges Volk regierte. Und zum Schluß sah er noch einen glänzenden Gegenstand zu seinen Füßen glitzern — es war eine Krone!

Dies war der Höhepunkt seiner Verzückung. Dann kam ein Rückschlag; plötzlich wechselte das vielfarbige Gebilde, dem er nachgejagt war wie ein Kind einem Schmetterling, die Farbe und fiel auf die Erde zurück, und dann erhob sich in seiner Seele die Erinnerung an die Worte des Generals: „Gott setzt den Thaten des Menschen eine Grenze. Wenn er zu weit geht, tötet ihn Gott!“

Der Schmetterling hatte sich auf einen Sarg niedergelassen!

Einundzwanzigstes Kapitel.

Jeß erhält einen Paß.

Am Morgen nach ihrer Begegnung mit Hans Coetzee befand sich Jeß wie gewöhnlich in dem kleinen Häuschen und John war damit beschäftigt, ihre wenigen Habseligkeiten auf den Wagen zu packen; zwar glaubte er nicht, daß dies viel praktischen Wert haben würde, weil er nicht im mindesten hoffte, daß sie den Paß bekommen würden, aber es war, wie er lustig sagte, eine so gute Unterhaltung wie irgend etwas andres auch.

„Jeß, kommen Sie einmal her!“ rief er plötzlich.

„Wozu?“ antwortete Jeß, die auf den Stufen vor der Thüre saß und irgend etwas flickte und ihre Lieblingsaussicht betrachtete.

„Weil ich mit Ihnen sprechen möchte.“

Sie stand auf und ging, war aber innerlich fast ärgerlich auf sich selbst, daß sie ging.

„Nun,“ sagte sie verdrießlich, „hier bin ich. Was gibt's?“

„Ich bin mit dem Packen des Wagens fertig, das ist alles.“

„Und Sie haben mich hierherüber gerufen, nur um mir dies zu sagen?“

„Natürlich; Bewegung ist gesund für die Jugend.“ Und damit lachte er, und sie lachte auch.

Es war nichts — gar nichts — und doch war es köstlich. Gegenseitige Zuneigung, selbst wenn sie nicht ausgesprochen ist, vermag alles in glücklichem Lichte erscheinen zu lassen und findet überall etwas zum Lachen.

In diesem Augenblick erschien Mrs. Neville in einem Zustande höchster Aufregung und fächerte sich wie gewöhnlich mit ihrem Hut.

„Was sagen Sie dazu, Kapitän Niel? die Gefangenen sind angekommen, und ich hörte einen der sie begleitenden Boeren sagen, er hätte einen von dem Boerengeneral unterzeichneten Paß für einige Engländer, und daß er diese gleich aufsuchen werde. Für wen mag der Paß wohl sein?“

„Für uns,“ sagte Jeß rasch, „wir gehen heim. Ich habe gestern Hans Coetzee gesehen und ihn gebeten, uns einen Paß zu verschaffen, und ich glaube, er hat es gethan.“

„Mein Gott! hinauszukommen: nun, Sie haben Glück! Ich will mich hinsetzen und meinem Großonkel auf dem Kap einen Brief schreiben. Sie müssen mir ihn zur Post besorgen, wenn Sie können. Er ist vierundneunzig Jahre alt und beinahe kindisch, aber ich glaube, er wird sich doch freuen, von mir zu hören;“ und sie lief ins Haus, um ihrem bejahrten Verwandten, der beiläufig bemerkt, in der Meinung lebte, sie sei noch ein kleines Mädchen von vier Jahren, einen so genauen Bericht über die Belagerung von Pretoria zu schicken, als die Zeit gestattete.

„Nun sollten Sie Mouti sagen, er solle die Pferde einspannen. Wir werden gleich abfahren müssen,“ sagte Jeß.

„Ja,“ entgegnete er, nachdenklich seinen Bart streichend, „ich glaube auch, daß wir dies müssen;“ und dann fügte er hinzu: „Freuen Sie sich, von hier fortzugehen?“

„Nein,“ antwortete sie mit plötzlichem Aufflackern der Leidenschaft und stampfte heftig mit dem Fuße; damit wandte sie sich um und ging wieder ins Haus.

„Mouti,“ sagte John zu dem Zulu, der in einer für

diese kluge aber faule Rasse bezeichnenden Weise herumlungerte, „hole die Pferde herbei. Wir gehen nach Mooifontein zurück.“

„Koos!“ sagte der Zulu gelassen und machte sich an die Ausführung dieses Auftrages, als wenn es eine ganz alltägliche Begebenheit wäre, aus einer belagerten Stadt nach Hause zu fahren. Das ist eine weitere gute Seite am Charakter des Zulu: er wundert sich über nichts.

John wollte das Einspannen überwachen und blieb stehen. Auch er empfand eine Art von Bedauern; er schämte sich deshalb vor sich selbst, aber es war doch so, es war ihm leid, diesen Platz verlassen zu müssen. In der letzen Woche hatte er wie in einem Traum gelebt, und alles außerhalb dieses Traumes Befindliche hatte sich verwischt und verdunkelt wie eine Landschaft im Regen. Er wußte, daß diese Dinge vorhanden waren, aber er vermochte ihre gegenseitigen Verhältnisse und Stellungen nicht mehr genau zu unterscheiden. Das einzig Wirkliche für ihn war eben nur sein Traum.

Und nun sollte das Träumen zu Ende sein; der Nebel zerteilte sich, und er mußte den Thatsachen ins Gesicht sehen. Jeß, mit der zusammen er geträumt hatte, wollte nach Europa gehen, und er sollte Bessie heiraten und alle die Erlebnisse in Pretoria würden in der Vergangenheit versinken wie ein Stern in der Nacht. Doch es mußte ja so kommen, und er wollte sich seiner Pflicht nicht entziehen; aber er müßte mehr als ein Mensch gewesen sein, hätte er nicht das Weh des Erwachens empfunden, und es war alles so grenzenlos traurig.

Unterdessen hatte Mouti die Pferde hergebracht und gefragt, ob er einspannen solle.

„Nein, warte noch ein wenig,“ sagte John. „Möglicherweise ist alles Schwindel,“ fügte er bei sich selbst hinzu.

Kaum waren diese Worte über seine Lippen, als er zweier bewaffneter Boeren von ganz besonders unangenehmem Typus und grobem Aussehen ansichtig wurde, die quer über das Feld auf die Thüre des kleinen Häuschens zuritten. Eine Eskorte von vier Karabinieren befand sich

bei ihnen. An der Gartenthüre hielten alle an und einer der Boeren stieg ab und kam auf John zu, der an der Stallthür stand.

„Kapitän Niel?“ fragte er auf englisch.

„Das ist mein Name.“

„Dann habe ich hier einen Brief für Sie;“ und er überreichte ihm ein zusammengefaltetes Papier.

John öffnete es — es hatte keinen Umschlag — und las folgendes:

„Sir — der Ueberbringer dieses hat einen Paß bei sich, den Sie gewünscht haben und der Ihnen und Miß Croft sicheres Geleite nach Mooifontein, im Bezirk Wakkerstroom, gewährt. Die einzige Bedingung, die sich an den von einem Mitgliede des hochwohllöblichen Triumvirates unterzeichneten Paß knüpft, ist die, daß Sie keine Botschaften aus Pretoria befördern. Wenn Sie dem Ueberbringer Ihr Ehrenwort geben, dies nicht zu thun, wird er Ihnen den Paß ausfolgen.“

Dieser Brief, der schön und in gutem Englisch geschrieben war, trug keine Unterschrift.

„Wer hat dies geschrieben?“ fragte John den Boer.

„Das geht Sie nichts an,“ lautete die kurze Antwort. „Wollen Sie Ihr Wort wegen der Botschaften geben?“

„Ja.“

„Gut, hier ist der Paß,“ und er händigte John das Dokument ein. Es zeigte die nämliche Handschrift wie der Brief, war aber von dem Boerengeneral unterschrieben.

John betrachtete es genau und rief dann Jeß, um es zu übersetzen. Sie kam eben um das Haus herum, als er rief, weil sie die Stimme des Boeren gehört hatte.

„Es heißt: man lasse die Inhaber unbehindert durch,“ sagte sie, „und die Unterschrift ist in Ordnung. Ich habe die Unterschrift des Generals schon früher gesehen.“

„Wann müssen wir aufbrechen?“ fragte John.

„Sofort oder gar nicht.“

„Ich muß über das Hauptquartier fahren, um mich abzumelden. Sie denken sonst, ich sei weggelaufen.“

Davon wollte der Boer zuerst nichts hören, gab aber schließlich, nachdem er sich zuvor mit seinem Gefährten beraten hatte, doch nach und die beiden ritten nach dem Hauptquartier zurück, wo sie den Wagen erwarten wollten, und nun wurden die Pferde rasch eingespannt.

In fünf Minuten war alles bereit, und der Wagen stand der kleinen Pforte gegenüber auf der Straße. Nachdem er alle Gurten und Schnallen nachgesehen und sich überzeugt hatte, daß alles ordnungsmäßig gepackt war, ging John, um Jeß zu rufen. Er fand sie auf der Haustreppe, wo sie ihre Lieblingsaussicht betrachtete. Sie hielt ihre Hand vor die Augen, als ob sie dieselben vor der Sonne hätte beschatten wollen; sie weinte, daß sie den Ort verlassen mußte, an dem sie in jener ruhigen, abgeschlossenen Weise, die für manche Frauen so beglückend ist, gelebt hatte. Als John herankam und ein paar dicke Thränen ihre Wangen herablaufen sah, fühlte auch er einen sonderbaren Druck in der Kehle und selbstverständlich machte er seinen Gefühlen in etwas rauher Weise Luft.

„Wo zum Kuckuck stecken Sie denn?“ fragte er. „Wollen Sie die Pferde den ganzen Tag warten lassen?“

Jeß verargte ihm dies nicht; möglicherweise erriet sie den Grund. Außerdem ist es eine traurige Thatsache, daß die Frauen sich gern anfahren lassen, vorausgesetzt, daß derjenige, der es thut, der Mann ist, den sie lieben.

In diesem Augenblick stürzte Mrs. Neville aus dem Hause und leckte während des Laufens an einem Briefumschlag.

„Hier,“ rief sie, „ich hoffe, ich habe Sie nicht warten lassen. Noch nicht die Hälfte habe ich dem alten Herrn erzählt; ich bin nur bis zu der Zeit gekommen, in der die Verbindungen nach außen abgeschnitten wurden, und ich vermute, daß er schon alles in den Zeitungen gelesen hat. Aber er wird nichts davon verstehen, und wenn er es thut, kann er sich das übrige denken; möglicherweise ist er auch längst gestorben und begraben. Ich bleibe Ihnen das Porto schuldig, ich glaube es macht drei Pence; ich zahle es Ihnen, wenn wir uns wiedersehen, vorausgesetzt, daß wir uns über=

haupt wiedersehen. Ich fange an zu glauben, daß diese Belagerung in alle Ewigkeit fortdauert. Nun leben Sie eben recht wohl, Liebe! Gott segne Sie! Wenn Sie glücklich draußen sind, denken Sie auch daran, an die Times zu schreiben, wie es hier zugeht. Nein, Sie müssen nicht weinen. Ich bin überzeugt, daß ich nicht weinen würde, wenn ich aus diesem Ort hinauskommen könnte;“ denn Jeß benutzte Mrs. Nevilles feurige Umarmung, um in Schluchzen auszubrechen.

Eine Minute nachher saßen sie im Wagen und Mouti kletterte hinten auf.

„Weinen Sie nicht, liebe Jeß,“ sagte John, seine Hand auf ihre Schulter legend. „Man muß ertragen, was nicht zu ändern ist.“

Im Hauptquartier erklärte John die Gründe seines Abgehens. Anfangs wollte der Offizier, der im Augenblick den Oberbefehl führte, weil der Kommandant verwundet war, nichts von seinem Gehen wissen, besonders als er hörte, daß John sein Wort gegeben, keine Depeschen zu befördern. Bei bessrer Ueberlegung sagte er aber, es sei schon gut, da er nicht einsehen könne, daß sein Gehen der Garnison irgend welchen Schaden verursache. — „Eher das Gegenteil, weil Sie den Leuten erzählen können, wie es in dieser gottverlassenen Höhle mit uns steht. Ich wollte nur, es gäbe mir auch jemand einen Paß!“ worauf ihm John die Hand schüttelte und fortging. Draußen wurde er von einer erregten Menge empfangen, da sich die Nachricht von ihrem Fortgehen verbreitet hatte und nun alles herbeilief, um zu hören, ob es wahr sei. Ein solches Ereignis war seit Monaten in Pretoria nicht vorgekommen und die Erregung war dementsprechend groß.

„Ist es wahr, daß Sie fortgehen, Niel?“ rief ein wohlbeleibter Farmer. „Wie zum Henker haben Sie nur einen Paß bekommen?“ schrie ein andrer dazwischen.

„Oh, Miß Croft!“ ließ sich eine Frau unter der Menge vernehmen, die auch wie Jeß auf einem vorübergehenden Besuch begriffen, in Pretoria mit eingeschlossen worden war; „wenn Sie nur meinem Mann ein paar Zeilen nach Maritz-

burg senden könnten, um ihm mitzuteilen, daß ich ganz wohl bin, bis auf den Rheumatismus, den ich mir beim Schlafen auf der feuchten Erde geholt habe, und sagen Sie ihm, er solle auch die Zwillinge von mir küssen."

„Wenn Sie jetzt fertig sind, Kapitän Niel, müssen wir weiter," sagte einer der Boeren auf holländisch und ließ dem Worte gleich die That folgen, indem er dem zunächst stehenden Deichselpferde einen Schlag mit dem Sjambock versetzte, daß es fast die Stränge zerriß.

Heftig ausschlagend rasten die Pferde fort und zerteilten die Menge zur Rechten und Linken und inmitten einer wahren Salve von Lebewohlrufen traten unsre Freunde ihre Heimreise an.

Mehr als eine Stunde lang begab sich nichts Auffallendes. John fuhr in gutem Trabe und die beiden Boeren galoppierten hinterdrein. Nach Ablauf dieser Zeit, als sie sich dem roten Hause näherten, in dem Frank Müller am Tage vorher den Paß von dem General erlangt hatte, ritt einer der Boeren an den Wagen heran und sagte, sie sollten an dem Hause ausspannen, sie würden dort etwas zu essen finden. Da es ein Uhr vorüber war, hörten sie dies nicht ungern, und John hielt mit dem Wagen etwa fünfzig Schritte vor dem Hause, wo sie ausspannten. Nachdem sie noch das Füttern und Tränken der Pferde überwacht hatten, gingen sie auf das Haus zu.

Die beiden Boeren, die ebenfalls abgesattelt hatten, saßen schon auf der Veranda, und als Jeß sie fragend anblickte, deutete der eine von ihnen mit seinem Pfeifenrohr auf das kleine Zimmer. Sie folgten dem Wink, und als sie eintraten, stellte eben ein Hottentottenweib einige Speisen auf den Tisch.

„Hier ist ein Mittagsmahl, lassen Sie es uns verzehren," sagte John, „Gott weiß, wann wir wieder etwas bekommen," und damit setzte er sich nieder.

Als er dies that, kamen die beiden Boeren herein und einer von ihnen machte eine höhnische Bemerkung, die den andern veranlaßte, die Reisenden anzusehen und in unverschämter Weise zu lachen.

John stieg die Röte ins Gesicht, er beachtete das

Benehmen der Boeren aber weiter nicht; er hielt dies für das Geratenste, denn die Erscheinung der beiden gefiel ihm nicht sonderlich. Der eine war ein großer, glatt und schwammig aussehender Mann mit einem besonders schurkischen Gesichtsausdruck und einem vorstehenden Zahn, der in geisterhafter Einsamkeit über die Unterlippe hervorragte. Der andre war ein kleiner Mann mit höhnischem Lächeln und einer üppigen Fülle schwarzen Bartes und lang auf die Schultern herabfallenden Hauptharres. Wenn er mehr als gewöhnlich lächelte und seine Augenbrauen herabkamen, sein Backenbart sich vorwärts bewegte und sein Schnurrbart so in die Höhe stieg, daß vom Gesicht kaum noch etwas zu sehen war, glich er mehr einem großen, bärtigen Affen, als einem menschlichen Wesen. Dieser Mann war ein Boer der wildesten Art von der fernen Grenze von Zontpamsberg und verstand kein Wort englisch. Jeß gab ihm den Spitznamen „Gnu", wegen seiner Aehnlichkeit mit diesem wild aussehenden, haarigen Tier. Der Größere der beiden Boeren verstand das Englische vollkommen, denn er hatte mehrere Jahre seines Lebens in Natal verbracht, welche Gegend er verließ, weil er durch Mißhandlung von Kaffern mit dem Strafgesetzbuch in Konflikt gekommen war. Jeß nannte ihn den „Eber", wegen seines glänzenden Fangzahnes.

Der Eber war ein ausnehmend frommer Mann, und als er an den Tisch trat, ergriff er mit sanfter, aber fester Hand zu Johns grenzenlosem Erstaunen das Messer, mit dem dieser eben im Begriff war, sein Fleisch zu schneiden.

„Was soll dies heißen?" fragte John.

Der Boer schüttelte traurig den Kopf. „Kein Wunder, daß ihr Engländer ein verfluchtes Geschlecht seid und in unsre Hände gegeben wurdet, wie der König Agag in die Hände der Israeliten, so daß wir euch in Stücke gehackt haben. Ihr setzt euch nieder zum Essen und dankt nicht einmal dem lieben Gott;" und damit warf er den Kopf in den Nacken und schnarrte ein langes holländisches Dankgebet durch die Nase. Nicht zufrieden damit, übersetzte er es auch noch ins Englische, was lange Zeit in Anspruch nahm; auch war die Uebertragung keine sehr vollendete zu nennen.

Das Gnu grinste höhnisch und ließ ein frommes „Amen" vernehmen und dann erst wurde ihnen gestattet, ihr Mittagessen fortzusetzen, das alles in allem genommen kein angenehmes war. Immerhin durften sie sich darüber nicht beklagen — sie hätten ja auch gar kein Mittagessen haben können.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Unterwegs.

John und Jeß hatten ihre Mahlzeit eben beendet und waren im Begriff, vom Tisch aufzustehen, als sich die Thür öffnete und kein andrer erschien — als Frank Müller in Person. Er war nicht zu verkennen; dort stand er, so groß, so hübsch und, wie Jeß meinte, so böse aussehend als je, und strich seinen goldnen Bart. Die kalten Augen fielen mit einem Blick des Erkennens auf John und dann spielte etwas wie ein Lächeln um die Winkel seines fein geschnittenen, grausamen Mundes. Plötzlich zuckte sein Blick über die beiden Boeren hin, von denen sich der eine mit einer Gabel die Zähne stocherte, und der andre ein paar Zoll von Jeß' Kopf entfernt seine Pfeife anzündete.

„Habe ich euch beiden nicht gesagt," fuhr er sie an, „daß ihr nicht mit den Gefangenen" — dieses Wort schien Jeß auffallend — „zu essen habt? ich habe euch gesagt, sie sollten mit aller Achtung behandelt werden, und nun legt ihr euch da über den Tisch herein und pafft ihnen ins Gesicht. Hinaus mit euch!"

Der sanft aussehende Mann mit dem Fangzahn erhob sich sofort mit einem Seufzer, legte die Gabel, mit der er thätig gewesen, nieder und entfernte sich, da er einsah, daß Mynheer Müller ein Offizier war, der nicht mit sich spaßen ließ, aber sein Gefährte, das Gnu, widersetzte sich. „Was," sagte er und warf den Kopf zurück, um sich das lange, schwarze Haar aus den Augen zu schütteln, „bin ich es nicht wert, mit ein paar verfluchten Engländern zum Essen nieder-

zusitzen — mit einem Rooibaatje und seinem Weibe? Wenn es nach mir ginge, müßte er mir die Stiefeln putzen und sie mir den Tabak klein schneiden," und er grinste bei diesem Gedanken, bis sich Augenbrauen, Backen- und Schnurrbart um seine Nase herum vereinigten und er wirklich wie ein behaarter Pavian aussah.

Frank Müller antwortete nicht in Worten. Er machte nur einen Schritt vorwärts, ergriff seinen unbotmäßigen Untergebenen und schleuderte ihn mit einem Ruck seines athletischen Armes kopfüber durch die Thür, so daß der freie und unabhängige Bürger der Republik unterwegs seinen Kopf anstieß, seine Pfeife zertrümmerte und seinen besten Gesichtsteil, seine Nase, beträchtlich beschädigte. „So," sagte Müller, die Thüre hinter ihm zuwerfend, „das ist die einzige Art, mit derartigen Burschen zu verkehren. Und nun lassen Sie mich Ihnen ‚Guten Tag' sagen, Miß Jeß;" er reichte ihr seine Hand, in die sie, allerdings etwas kühl, die ihrige legte.

„Es hat mir großes Vergnügen gewährt, Ihnen diesen kleinen Dienst erweisen zu dürfen," fügte er höflich hinzu. „Ich hatte ziemliche Schwierigkeiten, den Paß von dem General zu erlangen — ich mußte in der That meine persönlichen Verdienste geltend machen, ehe er ihn mir bewilligte. Doch das ist einerlei; ich habe ihn erhalten, wie Sie wissen, und es soll meine Sorge sein, Sie glücklich nach Mooifontein zu geleiten."

Jeß verneigte sich und Müller wandte sich an John, der sich erhoben hatte und etwa zwei Schritte von ihm entfernt stand. „Kapitän Niel," sagte er zu ihm, „wir beide haben früher einige kleine Differenzen gehabt. Ich hoffe, der Dienst, den ich Ihnen zu erweisen im Begriff stehe, wird Ihnen zeigen, daß ich für meinen Teil nichts nachtrage. Ich will noch weiter gehen. Wie ich Ihnen schon früher erklärt habe, war in dem Wirtshaus in Wakkerstroom das Unrecht auf meiner Seite. Geben Sie mir die Hand und lassen Sie uns vergessen, was nicht mehr zu ändern ist;" und mit ausgestreckter Hand machte er einen Schritt vorwärts.

Jeß drehte sich um; sie wollte sehen, was sich nun begeben würde. Sie kannte die ganze Geschichte und hoffte, John würde die Hand dieses Mannes nicht nehmen; im nächsten Augenblick aber dachte sie an die Lage, in der sie sich befanden, und hoffte, er würde es doch thun.

John veränderte ein wenig die Farbe, dann richtete er sich entschlossen auf und legte seine Hand auf den Rücken.

„Ich bedaure lebhaft, Mr. Müller,“ sagte er, „aber in unsrer gegenwärtigen Lage kann ich Ihre Hand nicht annehmen, Sie werden wissen warum!“

Jeß sah, wie eine plötzliche Aufwallung jener rasenden Leidenschaft, die seine schwache Seite war, über das Gesicht des Boeren zuckte.

„Ich weiß es nicht, Kapitän Niel. Haben Sie die Güte, es mir zu erklären.“

„Ganz recht; das will ich thun,“ sagte John ruhig. „Sie haben versucht, mich zu ermorden.“

„Was wollen Sie damit sagen?“ donnerte Müller.

„Genau das, was ich sagte. Sie haben zweimal auf mich geschossen, unter dem Vorwand, daß Sie mich für ein Wild hielten. Sehen Sie her!“ — und er nahm seinen weichen, schwarzen Hut auf, den er noch immer trug — „hier ist die Spur Ihrer Kugel. Ich wußte es damals noch nicht; ich weiß es aber jetzt und weigere mich, Ihnen die Hand zu reichen.“

Nun kannte aber Müllers Wut keine Grenzen mehr. „Das sollen Sie mir bezahlen, Sie englischer Lügner!“ brüllte er und fuhr mit der Hand nach dem Gürtel, in dem sein Jagdmesser steckte. So standen sie sich wenige Augenblicke von Angesicht zu Angesicht gegenüber. John rührte und bewegte sich nicht; ruhig und stark wie ein alter Baumstamm stand er da; sein häßliches ehrliches Gesicht bildete einen scharfen Gegensatz zu dem schönen, aber dämonischen Antlitz des großen Holländers. Endlich sagte er in maßvollem Tone: „Schon einmal habe ich bewiesen, daß ich Ihnen überlegen bin, Frank Müller, und werde dies, falls es nötig werden sollte, wieder thun, trotz Ihres Messers da. Unterdessen möchte ich Sie aber daran erinnern, daß ich einen Paß Ihres

Generals besitze, der mir meine Sicherheit verbürgt. Und nun, Mr. Müller," und seine blauen Augen blitzten, „bin ich bereit." Der Holländer zückte das Messer, stieß es dann aber wieder in die Scheide. Einen Augenblick dachte er daran, die Sache hier zu Ende bringen, dann fiel ihm aber plötzlich ein, daß ein Zeuge anwesend war.

„Ein Paß von dem General!" sagte er und vergaß wiederum die Vorsicht in seiner Wut. „Ein Paß vom General wird Ihnen wahrscheinlich nicht viel helfen! Sie sind in meiner Gewalt, Herr! Wenn es mir beliebt, meine Hand zu schließen, so kann ich Sie zermalmen. Aber vielleicht sollte ich" — fügte er sich gewaltsam zusammennehmend hinzu, „vielleicht sollte ich Rücksichten nehmen. Sie gehören zu den Besiegten und Ihr Herz wird schwer sein und es ist wohl nicht Ihr Ernst, was Sie sagen. Jedenfalls ist die Sache hiermit abgemacht, mindestens für so lange, als eine Dame gegenwärtig ist. Vielleicht können wir unsre Angelegenheit eines Tages wie Männer auskämpfen, Kapitän Niel; bis dahin wollen wir sie ruhen lassen, wenn es Ihnen recht ist."

„Ganz gut, Mr. Müller," erwiderte John, „nur müssen Sie nicht mehr verlangen, ich solle Ihnen die Hand reichen."

„Wie Sie wünschen, Kapitän Niel; und nun will ich, mit Ihrer Erlaubnis, dem Burschen sagen, er solle einspannen; wir müssen aufbrechen, wenn wir Heidelberg noch heute nacht erreichen wollen." Und er entfernte sich mit dem Gefühl, daß sein Temperament schon wieder einmal seine Pläne gefährdet hatte. „Der Teufel hole den Menschen," sagte er zu sich selbst, „er ist, was diese Engländer einen Gentleman nennen. Es war tapfer von ihm, daß er sich weigerte, meine Hand anzunehmen, obgleich er in meiner Gewalt ist."

„John," sagte Jeß, sobald sich die Thür hinter Müller geschlossen hatte, „ich fürchte mich vor diesem Manne. Hätte ich gewußt, daß er mit dem Paß irgend etwas zu thun hätte, so würde ich ihn nicht verlangt haben. Die Handschrift schien mir doch gleich bekannt. Ach Gott, ich wollte wir wären in Pretoria geblieben."

„Was nicht zu ändern ist, muß eben ertragen werden," entgegnete John. „Das einzige, was wir thun können, ist gute Miene zum bösen Spiel machen und sehen, wie wir am besten weiterkommen. Sie werden schon ganz gut fahren, aber mich haßt er wie Gift. Ich glaube, daß Bessie die Ursache ist."

„Ja, so ist es," sagte Jeß, „er ist oder war ganz rasend in Bessie verliebt."

„Es ist ein wunderlicher Gedanke, daß ein derartiger Mensch überhaupt verliebt sein kann," bemerkte John, während er seine Pfeife ansteckte, „es beweist jedoch, daß die Menschen voll Widersprüche stecken. Aber sagen Sie mir, Jeß, wenn dieser Mensch mich dermaßen haßt, was veranlaßte ihn dann, mir den Paß zu geben? Was mag er vorhaben?"

Jeß antwortete kopfschüttelnd: „Ich weiß es nicht, aber es will mir nicht gefallen."

„Am Ende will er mich gar ermorden; hat er es doch, wie Sie ja wissen, schon einmal versucht."

„O nein, John," antwortete sie fast aufschreiend, „nur das nicht."

„Nun, ich weiß nicht, ob daran gar so viel gelegen wäre," meinte er mit einem etwas mißlungenen Versuch zu scherzen. „Es würde mir unendlich viel Mühe ersparen und den Ereignissen nur ein wenig vorgreifen. Nun habe ich Sie aber erschreckt, und doch glaube ich, daß er es im Augenblick ehrlich meint und keine schlimmen Absichten in Bezug auf meine Person hat. Sehen Sie, da ruft uns Mouti. Ich möchte wissen, ob ihm diese Kerls etwas zu essen gegeben haben. Wir wollen für alle Fälle den Rest dieser Hammelkeule mitnehmen. Jedenfalls soll mich Frank Müller nicht verhungern lassen;" und mit heiterem Lachen verließ er das Zimmer.

Wenige Minuten später befanden sie sich wieder auf dem Wege. Als sie abfuhren, kam Frank Müller heran, nahm den Hut ab und sagte, er werde wahrscheinlich am nächsten Morgen unterhalb Heidelbergs mit ihnen zusammentreffen, wo alle Vorbereitungen getroffen seien, daß sie die

Nacht behaglich verbringen könnten. Sollte er sich je nicht einfinden, so würde der Grund darin liegen, daß er durch seinen Dienst abgehalten worden sei. In diesem Fall würden die beiden Leute, die seine Befehle hätten, die Reisenden sicher nach Mooifontein geleiten. „Ich glaube nicht," setzte er bedeutungsvoll hinzu, „daß Sie durch weitere Unhöflichkeiten belästigt werden."

Einen Augenblick später sprengte er auf seinem großen Rappen davon und ließ die beiden verwundert und wesentlich erleichtert zurück.

„Nun," sagte John, „das sieht jedenfalls nicht nach Verräterei aus, vorausgesetzt, daß er nicht vorausgegangen ist, um uns einen warmen Empfang zu bereiten."

Jeß zuckte die Achseln; sie konnte es nicht verstehen, und dann traten sie ihre lange, einsame Fahrt an. Vierzig Meilen hatten sie zurückzulegen und nur einmal gestatteten ihnen die Führer, oder besser gesagt, die Wächter, auszuspannen, was sie vor Sonnenuntergang im freien Felde thaten. Nachdem die Sonne zur Rüste gegangen, spannten sie wieder ein und setzten ihre Fahrt über die dunkelnde Ebene fort. Der Weg war in einer entsetzlichen Verfassung und bis gegen neun Uhr, wo der Mond aufging, war die Reise auch schwierig und gefährlich; dann ging es etwas besser und endlich um elf Uhr langten sie in Heidelberg an. Die Stadt schien ganz verlassen; offenbar war die Hauptmacht der Boeren weiter vorgerückt und sie hatten nur eine kleine Besatzung am Sitz ihrer Regierung zurückgelassen.

Als der Wagen vor dem Gasthof, in dem sie übernachten sollten, anhielt, erwachte Jeß, die während der letzten paar Stunden trotz des entsetzlichen Rüttelns und Stoßens geschlafen hatte.

„Wo sind wir?" rief sie auffahrend. „Ich habe einen so entsetzlichen Traum gehabt! Es war mir, als reise ich durchs Leben, und dann stand plötzlich alles still und ich war tot."

„Kein Wunder," lachte John, „der Weg war während der letzten zehn Meilen so rauh und uneben, als ein Menschenleben nur sein kann. Wir sind im Gasthof und hier kommen die Stalljungen, um auszuspannen;" damit kletterte er steif

aus dem Wagen und hob auch Jeß heraus, die so krämpfig geworden war, daß sie sich kaum rühren konnte.

Ein Licht in die Höhe haltend, stand eine freundlich aussehende Engländerin auf der Schwelle und hieß sie herzlich willkommen.

„Vor drei Stunden war Frank Müller hier und befahl mir, Sie zu erwarten," sagte sie, „und ich freue mich sehr, wieder einmal englische Gesichter zu sehen, das kann ich Sie versichern. Mein Name ist Gooch. Sagen Sie mir, ist mein Mann wohlauf in Pretoria? Gerade vor der Belagerung fuhr er mit seinem großen Wagen hinauf und seither habe ich kein Wort von ihm gehört."

„Ja, es geht ihm ganz gut," sagte John. „Er ist vor einigen Wochen leicht an der Schulter verwundet worden, aber er hat sich wieder ganz erholt."

„Oh, Gott sei Dank," sagte die arme Frau weinend, „diese Teufel haben mir gesagt, er sei tot — vermutlich um mich zu quälen. Kommen Sie herein, Miß; ich habe ein warmes Abendbrot für Sie bereit, bis Sie sich gewaschen haben. Die Leute werden nach den Pferden sehen."

Sie traten ein und fühlten sich so glücklich, als ein gutes Nachtessen, ein herzlicher Willkomm und bequeme Betten Menschen in ihrer Lage nur machen können.

Früh am Morgen ließen ihnen ihre Begleiter sagen, sie könnten vor halb elf Uhr nicht fortfahren, weil die Pferde längere Ruhe nötig hätten. So konnten sie noch einige Stunden länger im Bett bleiben, als sie erwartet hatten, und wer je in einem südafrikanischen Postwagen gereist ist, weiß, welches Glück das für sie war. Um neun Uhr frühstückten sie, und als es halb elf schlug, brachte Mouti den Wagen vor das Haus und mit ihm erschienen auch die beiden Boeren.

„Nun, Mrs. Gooch, was sind wir schuldig?" fragte John.

„Nichts, Kapitän Niel, nichts. Wenn Sie nur wüßten, welche Last Sie mir vom Herzen genommen haben! Außerdem sind wir ganz zu Grunde gerichtet; die Boeren haben alle Pferde und Ochsen meines Mannes weggetrieben, und

bis vorige Woche lagen sechs Mann bei mir im Quartier, ohne einen Pfennig zu bezahlen — es macht mir also nichts mehr aus."

„Nehmen Sie sich das nicht zu Herzen, Mrs. Gooch," sagte John tröstend, „die Regierung wird Sie entschädigen, wenn die Sache zu Ende ist."

Mrs. Gooch schüttelte prophetisch ihr Haupt.

„Keinen Pfennig bekomme ich mehr davon zu sehen," sagte sie. „Wenn ich nur meinen Mann zurück hätte und wir diesen entsetzlichen Ort lebendig verlassen könnten, so wollte ich schon dankbar und zufrieden sein. Aber sehen Sie, Kapitän Niel, ich habe hier einen Korb mit Speisen vollgepackt — Brot, Fleisch, hartgekochte Eier und eine Flasche Drei-Sternen-Brandy. Vielleicht kann dies Ihnen und der jungen Dame noch nützlich sein, bis Sie heimkommen. Ich weiß nicht, wo Sie heute nacht schlafen werden, denn die Engländer liegen noch immer in Standerton, so daß Sie dort nicht bleiben können. Nein, danken Sie mir nicht — ich hätte nicht weniger thun können. Leben Sie wohl — leben Sie wohl, Miß, ich hoffe, Sie werden gut durchkommen. Aber passen Sie ein wenig auf; die Leute, die Sie bei sich haben, sind von der schlimmsten Sorte. Sie haben heute morgen in der Küche über Sie gelacht und gesprochen, und einer meiner Leute hat gehört, wie der Mann mit dem langen Haar sagte, jedenfalls würden sie morgen frühe nicht mehr von Ihnen belästigt werden. Ich weiß nicht, was er damit meinte; vielleicht wird die Eskorte abgelöst, aber ich dachte, ich wolle es Ihnen jedenfalls sagen."

John blickte ernst, sein Verdacht war wieder erwacht, aber in diesem Augenblick ritt einer der besprochenen Männer heran und sagte, sie müßten sofort aufbrechen, und so fuhren sie denn ab.

Der zweite Reisetag glich völlig dem ersten. Die Straße war gänzlich verödet; sie begegneten keinen Engländern, keinen Boeren, keinen Kaffern — nichts war zu sehen, als einige Rudel Wild, die an den Abhängen grasten. Gegen zwei Uhr indessen, als sie nach einer kurzen Rast gerade wieder

aufgebrochen waren, hatten sie ein kleines Abenteuer. Das Pferd des Gnus trat unversehens in die Höhle eines Ameisenbären, stürzte und schleuderte den Reiter über seinen Kopf hinaus. Er war in der nächsten Minute wieder aufgestanden, aber sein Kopf war auf dem Kinnbacken eines toten Bockes aufgeschlagen und das Blut strömte über sein haariges Gesicht herab. Sein Gefährte lachte roh, als er dies sah, denn es gibt Menschen, für die der Anblick eines Schmerzes bei andern stets etwas unwiderstehlich Komisches hat; aber der verletzte Mann fluchte laut und suchte das Blut mit dem Zipfel seines Rockes zu stillen.

„Wacht een beetje," sagte Jeß, „dort in dem Tümpel ist etwas Wasser," und ohne weiteres sprang sie über den Wagentritt und führte den Mann, der durch das Blut, das ihm über das Gesicht floß, halb geblendet war, an das Wasser. Hier ließ sie ihn niederknieen und wusch die Wunde, die nicht sehr tief war, bis sie zu bluten aufhörte; dann legte sie erst eine Lage Verbandwatte auf, die sie zufällig im Wagen hatte, und band ihm ihr Taschentuch fest um den Kopf. So roh der Mann auch war, schien er doch von ihrer Güte gerührt zu sein.

„Almagtiger," sagte er, „was haben Sie für ein gutes Herz und weiche Finger, meine eigne Frau hätte es nicht besser machen können; es ist nur schade, daß Sie so eine verdammte Engländerin sind."

Jeß stieg wieder in den Wagen und antwortete nichts darauf, und sie setzten ihre Fahrt ohne weitere Ereignisse fort, bis sie auf Befehl ihrer Begleiter eine Stunde vor Sonnenuntergang im freien Feld ausspannten, an einem Punkte, an dem sich ein schmaler Weg von der Hauptstraße nach Standerton abzweigte.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

In den Wogen des Vaal.

Der Tag war ganz überwältigend heiß gewesen, und unsre Reisenden saßen, förmlich nach Luft schnappend, im Schatten des Wagens. Während des Nachmittags war ein leichtes Lüftchen gegangen, doch auch dies hatte sich gelegt, und die erstickende Luft lag dick und schwer auf Mensch und Tier. Selbst die Boeren schienen unter der Hitze zu leiden, denn sie lagen beide, wenige Schritte zur Linken, fest schlafend im Grase. Die Pferde waren so erschöpft, daß sie nicht einmal mehr fressen wollten, und humpelten, soweit es ihnen ihre Kniehalfter gestatteten, hin und her, indem sie bald hier, bald dort ein Maul voll Gras nahmen. Der einzige, der sich aus der Hitze nichts zu machen schien, war der Zulu Mouti, der in der Nähe der Pferde auf einem Ameisenhaufen im vollen Glanz der untergehenden Sonne saß und behaglich ein Lied seiner eignen Erfindung summte, denn Zulus können so gut improvisieren wie Italiener.

„Essen Sie noch ein Ei, Jeß?" sagte John. „Es wird Ihnen gut thun."

„Nein, danke schön; das letzte ist mir fast in der Kehle stecken geblieben."

„Es wäre doch besser für Sie; Gott weiß, wann und wo wir wieder Halt machen werden. Ich kann aus unsern köstlichen Begleitern nichts herausbringen; entweder wissen sie nichts, oder wollen es nicht sagen."

„Ich kann nicht mehr essen, John. Es zieht ein Sturm herauf, ich fühle es an meinem Kopf, und vor einem Gewitter kann ich nie essen — auch nicht, wenn ich müde bin."

Danach ruhte das Gespräch eine Weile.

„John," sagte Jeß endlich, „wo glauben Sie denn, daß wir heute übernachten werden? Wenn wir die Hauptstraße verfolgen, müssen wir in einer Stunde in Standerton sein."

„Ich glaube nicht, daß sie in die Nähe von Standerton gehen werden," antwortete John, „wahrscheinlich werden wir eine andre Furt über den Vaal benutzen."

In diesem Augenblick erwachten die beiden Boeren und begannen ernstlich miteinander zu reden, als ob sie eifrig über etwas berieten.

Langsam sank der große rote Sonnenball am Horizont hinunter und übergoß Erde und Himmel wie mit Blut. Etwa hundert Schritte von der Stelle, an der sie saßen, zweigte ein kleiner Saumpfad vom Hauptwege ab und führte über den Rücken eines der großen Hügel, die sich wellenförmig nach allen Richtungen hinzogen. John betrachtete die untergehende Sonne, bis etwas andres seine Aufmerksamkeit in Anspruch nahm. Als er aufblickte, bemerkte er einen Reiter, der unbeweglich auf dem Gipfel des Hügels hielt. Es war Frank Müller; John erkannte ihn im Augenblick. Sein Pferd stand so, daß sich selbst auf diese Entfernung hin jede Linie im Gesicht des Reiters scharf von dem dunstigen, roten Hintergrunde abhob. Er und sein Pferd sahen aus, als ob sie vollständig im Feuer stünden, und der Eindruck, den dieser Anblick hervorbrachte, war so zauberhaft und ungewöhnlich, daß John seine Gefährtin darauf aufmerksam machte. Sie sah hin und schauderte unwillkürlich zusammen.

„Er sieht aus wie der Teufel in der Hölle," sagte sie, „das Feuer scheint ganz sein Element zu sein."

„Er ist auch ganz sicher ein Teufel," erwiderte John, „und ich bedaure nur, daß er bis jetzt seinen Bestimmungsort noch nicht erreicht hat. Da kommt er herangesaust, wie die Windsbraut."

Wenige Sekunden darauf hielt Frank Müller auf seinem Rappen neben ihnen, lächelte süß und nahm den Hut ab.

„Sie sehen, es ist mir gelungen, Wort zu halten," sagte er. „Ich kann Sie versichern, daß es mir sehr schwer geworden ist; ich sah mich selbst im letzten Augenblick noch beinahe gezwungen, den Plan aufzugeben. Doch jedenfalls bin ich jetzt hier."

„Wo werden wir heute nacht ausspannen?" fragte Jeß. „In Standerton?"

„Nein," sagte er, „das ist mehr, als ich für Sie thun kann, außer Sie veranlassen den englischen Offizier, sich zu ergeben. Ich habe gedacht, wir wollen den Vaal zwei Stunden von hier, wo ich eine Furt kenne, überschreiten. Machen Sie sich keine Sorgen, seien Sie versichert, Sie sollen heute nacht beide gut schlafen," und er lächelte auf eine Weise, die, wie es Jeß bedünken wollte, etwas Furchtbares an sich hatte."

„Aber wie ist es mit dieser Furt, Mr. Müller?" fragte John. „Ist sie auch sicher? Ich hätte gedacht, der Vaal gehe sehr hoch nach all dem Regen, den wir gehabt haben."

„Die Furt ist vollkommen sicher, Kapitän Niel. Ich habe sie vor zwei Stunden selbst benutzt. Ich weiß, daß Sie eine schlechte Meinung von mir haben, aber Sie denken doch wohl nicht, ich wolle Sie durch eine unsichere Furt führen?" Und mit einer neuen Verbeugung ritt er weiter, um mit den Boeren zu sprechen; schon im Fortreiten begriffen sagte er: „Lassen Sie die Kaffern jetzt einspannen."

Mit einem Achselzucken stand John auf und ging zu Mouti hin, um die vier Schimmel einschirren zu helfen, die nun matt und kraftlos nebeneinander standen und nach den Mücken schnappten, die vor einem Gewitter noch mehr stechen als sonst. Die beiden Pferde der Begleiter waren etliche fünfzig Schritte weiter links. Es war, als ob sie die Sachlage richtig erfaßt hätten und mit den Pferden der Engländer nicht in Berührung kommen wollten.

Als Müller sich näherte, standen die Boeren auf und gingen zu ihren Pferden, wohin ihnen Müller langsam folgte.

Frank Müller befand sich nun neben den beiden Männern und diese neben den Pferden.

„Hört!" sagte er streng.

Die Männer sahen auf.

„Fahrt fort, die Riemen zu lösen und hört!"

Sie gehorchten und zerrten langsam an den Kniehalftern herum.

„Ihr versteht euren Befehl — wiederhole ihn — du!"

Der Mann mit dem Zahn, an den dies gerichtet war, sagte, noch immer mit dem Riemen beschäftigt: „Die beiden Gefangenen in den Vaal führen, sie bei Nacht ins Wasser zwingen, wo keine Furt ist, so daß sie ertrinken, wenn sie nicht ertrinken, sie erschießen."

„Dies ist der Befehl," sagte das Gnu grinsend.

„Ihr versteht ihn?"

„Wir verstehen, Mynheer; aber, wir bitten um Vergebung, das ist keine kleine Sache. Sie geben den Befehl — wir möchten die Vollmacht sehen."

„Ja, ja," sagte der andre, „zeigen Sie uns die Vollmacht. Das sind zwei ganz harmlose Leute. Zeigen Sie uns die Vollmacht, sie zu töten. Selbst wenn es Engländer sind, darf man die Leute nicht nur so ohne Vollmacht umbringen, besonders wenn ein hübsches Mädchen dabei ist, die eine ganz gute Frau für einen Mann abgeben würde."

Frank Müller biß die Zähne übereinander. „Nette Kerls, die man an euch hat!" sagte er. „Ich bin euer Offizier, wozu braucht ihr noch weitere Vollmacht? Aber ich habe daran gedacht. Seht hier!" und er zog ein Papier aus der Tasche. „Hier, lies du's! Aber vorsichtig, daß sie es nicht von dem Wagen aus sehen."

Der große Mann mit dem schwammigen Gesicht nahm das Papier und las mit lauter Stimme: „Die beiden Gefangenen und ihr Diener (ein Engländer, eine Engländerin und ein Zulukaffer) sollen in Vollziehung dieses Urteils als Feinde des Vaterlandes hingerichtet werden, wie euer Offizier befehlen wird. Dies ist eure Vollmacht hierzu."

„Ihr seht die Unterschrift und erkennt sie für echt?" fragte Müller.

„Ja, wir sehen sie und erkennen sie an."

„Gut, gib mir die Vollmacht zurück."

Der Mann mit dem Zahn war schon im Begriff, dies zu thun, als sich sein Gefährte widersetzte.

„Nein," sagte er, „die Vollmacht behalten wir. Mir gefällt die Sache nicht. Wenn es nur der Mann und der Kaffer wären — aber das Mädchen, das Mädchen! Wenn wir Ihnen die Vollmacht zurückgeben, mit was sollen wir dann diese blutige That rechtfertigen? Die Vollmacht behalten wir!"

„Ja, ja, er hat recht," sagte der Eber; „die Vollmacht muß uns bleiben. Stecke sie in deine Tasche, Jan."

„Verfluchter Kerl, gib sie her!" knirschte Müller.

„Nein, Frank Müller, nein!" antwortete das Gnu grinsend; „wenn Sie die Vollmacht haben wollen, können Sie sie bekommen, aber dann satteln wir und reiten fort, und Sie können Ihren Mord allein ausführen. Da! Sie haben die Wahl; wir reiten recht gern heim, denn die Sache gefällt mir gar nicht. Wenn ich schießen will, schieße ich lieber auf Böcke und Kaffern als auf weiße Menschen."

Frank Müller überlegte einen Augenblick und dann lachte er ein wenig.

„Ihr seid komische Leute, ihr Boeren vom Lande, aber vielleicht habt ihr recht. Im ganzen ist es auch einerlei, wer die Vollmacht hat, wenn nur der Befehl gut ausgeführt wird. Paßt aber auf, daß nichts versäumt wird!"

„Ja, ja," sagte der Große, „darin können Sie sich auf uns verlassen. Es ist nicht der erste, dem wir weiterhelfen. Wenn ich meine Vollmacht habe, ist mir nichts lieber, als die ganze Nacht Engländer zu erschießen, einen um den andern. Ich kenne keinen schöneren Anblick als einen fallenden Engländer."

„Laßt das Geschwätz und sattelt, der Wagen wartet. Ihr Dummköpfe seht keinen Unterschied, ob man jemand umbringt, weil es nötig ist, oder nur um des Umbringens willen. Diese Leute müssen sterben, weil sie das Land verraten haben."

„Ja, ja," sagte das Gnu, „das Land verraten! das haben wir schon mehr gehört. Die das Land verraten, müssen es düngen;" und er lachte und ging weiter.

Frank Müller sah ihm mit einem eigentümlich boshaften Lächeln in seinem hübschen Gesichte nach. „Lieber Freund,"

sagte er zu sich selbst, „du und diese Vollmacht werdet euch voneinander getrennt haben, ehe du viele Stunden älter bist — sie würde genügen, selbst in diesem gesegneten Lande der Patrioten gehängt zu werden. Der Alte würde es mir nie vergeben, daß ich mir diese kleine Freiheit mit seinem Namen genommen habe. Herrgott, was für Last hat man doch, bis man sich auch nur eines einzigen Feindes entledigt hat. Nun, es muß geschehen und Bessie ist es wohl wert, aber ohne diesen Krieg hätte ich es nie und nimmer fertig gebracht. Das Mädchen, die Jeß, thut mir leid, aber es muß sein; es darf kein Zeuge am Leben bleiben. Ah! es kommt ein Gewitter, um so besser! Solche Thaten geschehen am besten in einem Sturm."

Müller hatte recht; das Gewitter kam rasch und zog einen Schleier kohlschwarzer Wolken über den sternfunkelnden Himmel und verhüllte die Nacht und all ihre Herrlichkeit.

Mühsam arbeiteten sich die Pferde durch die immer dichter werdende Dunkelheit. Glücklicherweise war der Weg ziemlich eben und Frank Müller ritt als Führer voraus. Still lag die Erde, still wie der Tod; kein Vogel oder Tier, kein Rauschen des Grases, kein Säuseln des Windes rührte sich auf ihrer Oberfläche. Das einzige Lebenszeichen waren jene schrecklichen Blitze, die den Saum der Sturmwolken umzuckten. Meile um Meile ging es so weiter durch die trostlose Nacht. Sie konnten nicht mehr weit vom Flusse sein.

Es war eine schreckliche Nacht. Große Säulen schmutzigfarbener Wolken kamen über die Ebene her auf sie zugezogen. Und nun ging auch noch der von einem gespensterhaften Hof umgebene Mond auf und warf ein unreines, verzerrtes Licht auf die Dunkelheit, die unter seinen Strahlen zu schaudern schien. Weiter krochen die schmutzigfarbenen Wolken und mit ihnen und über ihnen kam der tosende Sturm. Der Wagen war nun ganz nahe am Flusse; schon konnten sie deutlich dessen Rauschen vernehmen. Zu ihrer Linken lag eine mit weißen, Grabmälern gleichenden Steinen bedeckte Fläche, über welche die matten Mondstrahlen dahinhuschten.

„Sehen Sie, John, sehen Sie!“ rief Jeß mit krampfhaftem Lachen; „es sieht aus wie ein großer Kirchhof und die dunkeln Schatten dazwischen wie die Geister der Verstorbenen.“

„Unsinn,“ sagte John streng, „wie können Sie solches Zeug reden?“

Er fühlte, daß sie ihr inneres Gleichgewicht verlor und, was mehr ist, daß auch er des seinen nicht mehr ganz sicher war; um so natürlicher war es, daß er ärgerlich wurde und recht gelassen that.

Jeß antwortete nicht, aber sie fürchtete sich, ohne zu wissen vor was. Dies alles schien einem entsetzlichen Traume oder einem in die Wirklichkeit versetzten Bilde Dorés zu gleichen. Ohne Zweifel wirkte die Nähe des Gewitters auf ihre Nerven. Selbst die müden Pferde schnaubten und schüttelten sich ängstlich.

Sie fuhren über eine leichte Bodenerhöhung und die Räder rollten sanft über das Gras.

„Was ist dies? Wir sind vom Wege abgekommen!“ rief John dem sie noch immer führenden und fünfzehn bis zwanzig Schritte vorausreitenden Müller zu.

„Alles in Ordnung! alles in Ordnung! wir schneiden ein Stück Weges ab!“ rief er zurück und seine Stimme klang seltsam und hohl durch die tiefe Stille.

Unter ihnen, hundert Schritt weiter, glänzte ein schwacher Lichtschimmer auf dem Spiegel des Flusses. Nach weiteren fünf Minuten befanden sie sich am Ufer, doch konnten sie der Dunkelheit halber die gegenüberliegende Seite nicht erkennen.

„Links wenden!“ rief Müller, „die Furt ist einige Schritte weiter oben. Hier ist es zu tief für die Pferde.“

John wandte den Wagen und folgte Müllers Pferd etwa dreihundert Schritte am Ufer hinauf, bis sie an eine Stelle kamen, wo das Wasser mit wildem Getöse dahinfloß und das Gurgeln von Strudeln vernehmbar wurde.

„Hier ist die Stelle,“ sagte Müller. „Sie müssen sich beeilen, hinüber zu kommen; das Haus ist auf der andern

Seite gerade gegenüber, und es wird gut sein, es zu erreichen, ehe der Sturm ausbricht."

„Das ist alles ganz recht, aber ich sehe keinen zollbreit vor mich; ich weiß nicht, wohin ich fahren soll."

„Fahren Sie geradeaus, das Wasser ist nicht mehr als drei Fuß tief und es sind keine Felsen da."

„Ich fahre nicht hinüber, und damit fertig."

„Sie müssen, Kapitän Niel. Sie können nicht hier bleiben, und wenn Sie auch könnten, so könnten doch wir es nicht. Sehen Sie hier!" und er deutete nach dem Osten, der einen wahrhaft schrecklichen und prächtigen Anblick gewährte.

Gerade auf sie zu trieb die große Gewitterwolke, die einem vom Winde geblähten Segel glich, während auf ihrer Oberfläche unaufhörlich die Blitze hin und her zuckten und sich schlangenartig um ihren Außenrand wanden. So glänzend war das wechselnde Licht, daß es die dunkeln Säulen der schmutzfarbigen Wolke unten in Feuer zu hüllen schien und geisterhaft über Fluß und Ufer und Ebene zuckte, und diese meilenweit erhellte. Vielleicht war aber die unnatürliche Stille noch das Schrecklichste von allem. Das ferne Rollen des Donners war erstorben und nun kam das Gewitter in stiller Majestät heran.

Noch während Müller sprach, erfaßte ein eisiger Luftzug den Wagen und die feurigen Schlangen zuckten schrecklicher als je. Der Sturm brach über ihnen los.

„Kommen Sie, vorwärts, vorwärts!" rief er; „Sie kommen sonst hier um, der Blitz schlägt immer längs des Wassers ein; und während er dies sagte, schlug er eins der Pferde heftig mit der Peitsche.

„Steig über den Rücksitz, Mouti, und hilf mir mit den Zügeln," rief John dem Zulu zu, der gehorchte und zwischen ihn und Jeß kletterte.

„Nun, Jeß, beten Sie zu Gott, es scheint, daß wir seine Hilfe nötig haben. Komm, Schimmel, komm!"

Die Pferde scheuten und bäumten sich zurück; aber von der einen Seite trieb sie Müller, von der andern der sanft aussehende Boer ohne Erbarmen vorwärts und endlich rasten

sie plötzlich ins Wasser. Der Windstoß war für den Augenblick vorüber und außer dem Gurgeln des Flusses und dem schlangenartigen Zischen des Regens wurde die Stille durch nichts unterbrochen.

Zehn oder fünfzehn Schritte ging alles gut, dann aber entdeckte John plötzlich, daß sie in tiefes Wasser gerieten; die beiden Vorderpferde hatten offenbar schon keinen Grund mehr und konnten der Strömung des angeschwollenen Flusses kaum mehr widerstehen.

„Zum Teufel,“ rief er, „zurück! Hier ist keine Furt!“

„Vorwärts, vorwärts, es ist alles in Ordnung!“ lautete Müllers Antwort.

John sagte nichts mehr, aber er versuchte mit all seiner Kraft die Pferde herumzureißen. Jeß wandte sich auf ihrem Sitz, um Umschau zu halten, und gerade in diesem Augenblick beleuchtete ein Blitz die Gestalten Müllers und seiner Gefährten, die von den Pferden gestiegen waren und am Ufer stehend die Läufe ihrer Gewehre auf den Wagen gerichtet hielten.

„O Gott!“ kreischte sie auf, „sie schießen auf uns!“

Kaum waren die Worte ihren Lippen entflohen, als an den Mündungen der drei Gewehre Feuer aufblitzte und der Zulu Mouti, der neben ihr saß, den Kopf voraus auf den Boden des Wagens fiel, während eins der Pferde mit einem Schrei der Todesangst hoch in die Luft stieg und dann platschend in den Fluß stürzte.

Hierauf folgte eine Scene des Entsetzens, die meine schwache Feder nicht zu schildern vermag. Ueber ihnen raste der Sturm und Blitze um Blitze zuckten und fuhren ins Wasser. Auch der Donner erdröhnte wie die Posaune des Gerichtes, der Wind brauste hernieder und verwandelte die Oberfläche des Flusses in schäumenden Gischt und fing sich unter der Decke des Wagens, den er von den Rädern emporhob, so daß er zu schwimmen begann. Durch die Wut des Sturmes und den Todeskampf des Deichselpferdes geängstigt, zerrten und rissen die beiden Vorderpferde so lange an den Strängen, bis es ihnen gelang, sich frei zu

machen, und dann verschwanden sie in der Dunkelheit. Der Wagen schwamm fort, bald den Grund berührend, bald wie ein Nachen gleitend, hin und her schaukelnd und sich um und um im Kreise drehend. Das tote Pferd schwamm mit und zog auch das zweite Deichselpferd unter das Wasser. Es war entsetzlich, den verzweifelten Kampf des Tieres beim Zucken der Blitze zu beobachten, aber endlich sank es unter und ertrank.

Und währenddem vernahm man zwischen den Lärm und das Getöse des Sturmes hinein klar und scharf das Knallen der drei Flinten, so oft das Leuchten der Blitze den Mördern am Ufer den Wagen sichtbar machte. Mouti lag noch immer unten im Wagen, eine Kugel zwischen seinen breiten Schultern, die zweite im Schädel; John aber fühlte sich noch bei voller Kraft, obgleich etwas an seinem Gesicht vorbeigeflogen war und es gestreift hatte. Instinktiv zog er Jeß auf seine Kniee und beugte sich über sie in dem dunklen Gedanken, daß er sie vielleicht mit seinem eignen Leibe vor den Schüssen schützen könne.

Die Kugeln schlugen in das Holz und die Leinwand und pfiffen durch die Luft, aber eine gütige Macht beschützte unsre Freunde, und obgleich eine Kugel durch Johns Rock und zwei durch Jeß' Kleid fuhren, blieben sie doch unverletzt. Bald wurde das Schießen hastig und regellos und dann stürzte der Regen hernieder und verhüllte sie so dicht, daß selbst die Blitze den Mördern am Ufer nicht mehr verraten konnten, wo sie weilten.

„Hört mit dem Schießen auf,“ rief Frank Müller; „der Wagen ist gesunken, und die Sache ist zu Ende. Kein menschliches Wesen kann unserm Feuern und dem angeschwollenen Vaal widerstanden haben.“

Die beiden Boeren hörten auf zu schießen und der Eber bemerkte mit traurigem Kopfschütteln, daß die verdammten Engländer im Flusse nicht viel nässer sein könnten, als sie am Ufer.

Das Gnu gab keine Antwort; sein Gewissen fühlte sich bedrückt. Er dachte an die sanften Finger, die ihm noch heute morgen den Kopf verbunden hatten; das Taschentuch

— ihr Taschentuch! — war noch darum gewunden. Und nun klammerten sich diese Finger im Todeskampf an die schlüpfrigen Steine des Vaal oder waren wohl schon im Tode erstarrt. Es war eine schmerzliche Empfindung, aber er tröstete sich mit dem Gedanken an den Befehl und daran, daß, wer immer die Leute erschossen habe, er es sicher nicht gewesen sei, denn er hatte jedesmal sorgfältig weit an dem Wagen vorbeigeschossen.

Müller dachte an den Vollziehungsbefehl, den er gefälscht hatte; er mußte ihn auf irgend eine Weise zurückbekommen, und sollte er —

„Wir wollen dort am Ufer Schutz suchen; ich weiß eine flache Stelle, wo die Küste etwas überhängt. Ich muß auch einen Schluck Branntwein nehmen; wir können in diesem Regen nicht aufsitzen, man ertrinkt ja fast. Allmächtiger! ich sehe noch das Gesicht dieses Mädchens vor mir! der Blitz erhellte es gerade, als ich schoß. Nun, sie wird jetzt im Himmel sein, wenn Engländer überhaupt hineinkommen.“

Der Eber hatte dies gesagt, und das Gnu war, ohne zu antworten, mit ihm auf die Pferde zugegangen; sie führten die geduldigen Tiere, an denen das Wasser herabströmte, am Zügel mit sich fort. Frank Müller stand neben seinem eignen Pferde und sah sie in der Dunkelheit verschwinden. Wie konnte er den Befehl zurückbekommen, ohne seine Hände noch röter zu färben?

Während er nachsann, kam ihm die Antwort. In diesem Augenblick schoß, von einem mächtigen Donnerschlag begleitet, einer jener entsetzlichen Blitze hernieder, mit denen ein afrikanisches Gewitter häufig zu Ende geht. Er erhellte die ganze Scene ringsum und in seinem weißen Lichte sah Müller seine Genossen im Verbrechen so klar, wie der große König die Männer im Feuerofen. Sie befanden sich vierzig Schritte von ihm entfernt am Ufer; aufrecht standen sie in diesem Augenblick, im nächsten stürzten Männer und Pferde plötzlich zur Erde nieder. Und dann ward um Müller her wieder alles dunkel; er taumelte zurück, so groß war die Erschütterung; als sie vorüber war, stürzte er nach dem Orte

und rief die Männer beim Namen, aber er erhielt keine Antwort. Nun stand er an der Stelle und das Licht des Mondes brach schwach durch den Regen; seine bleichen Strahlen fielen auf zwei ausgestreckte Gestalten — der eine der beiden Männer lag auf dem Rücken, seine verzerrten Züge nach oben gewandt, der andre auf seinem Gesicht. Neben ihnen lagen, die Beine in die Luft gestreckt, die beiden Pferde. Der Blitz hatte Roß und Reiter erschlagen, wie es in Afrika häufig vorkommt — Frank Müllers Helfershelfer waren schnell zur Rechenschaft gezogen worden.

Er selbst sah dies alles, und seinen Vollziehungsbefehl und alles andre im Entsetzen über dies sichtbare Gericht vergessend, stürzte er zu seinem Pferde zurück und sprengte wild davon, verfolgt von allen Schrecken der Hölle.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Im Schatten des Todes.

Das Schießen vom Ufer her hatte aufgehört, und John, der den Kopf nicht verloren hatte (eine etwas phlegmatische Eigentümlichkeit der angelsächsischen Rasse), erkannte, daß, für den Augenblick wenigstens, jede Gefahr von dieser Seite her vorüber sei. Jeß lag vollkommen regungslos in seinen Armen, ihr Haupt ruhte an seiner Brust; da faßte ihn der entsetzliche Gedanke, sie könne verwundet, vielleicht schon tot sein.

„Jeß, Jeß,“ schrie er durch das Toben des Sturmes, „sind Sie unverletzt?“

Sie richtete ihren Kopf ein wenig auf und sagte: „Ich glaube wohl; was wird jetzt geschehen?“

„Das weiß Gott allein. Sitzen Sie still, es wird alles gut werden.“

Aber in seinem Herzen wußte er, daß nicht alles gut werden würde und daß sie in der größten Gefahr schwebten, zu ertrinken. Sie wurden in ihrem Wagen auf dem hochgehenden Flusse weitergewirbelt; in wenigen Augenblicken würde wahrscheinlich der Wagen umgeworfen werden und dann —

Plötzlich stieß das Rad gegen etwas an, der Wagen neigte sich zur Seite und wurde so noch ein wenig weiter geschoben.

„Nun kommt's," dachte John, denn das Wasser ergoß sich über den Boden des Wagens. Dann kam ein Stoß und der Wagen lehnte sich noch mehr nach einer Seite.

Krach! Die Deichsel war gebrochen und der Wagen drehte sich rundum im Wasser. Sie waren an einem Felsen aufgefahren, der sich aus dem Flußbett erhob; die Gewalt der Strömung hatte die toten Pferde auf die eine, den Wagen auf die andre Seite des Felsens gerissen. So lagen sie an dem Felsen fest; die Körper der Pferde dienten als Anker und die starken Stränge aus ungegerbtem Leder bildeten das Tau; solange diese Stränge und die andern Ueberbleibsel des Geschirrs standhielten, so lange befanden sie sich in verhältnismäßiger Sicherheit, aber natürlich wußten sie dies nicht — sie wußten überhaupt nichts mehr. Ueber ihnen raste der Sturm, um sie her tosten die aufgewühlten Gewässer des angeschwollenen Flusses und der Regen stürzte zischend hernieder. Sie wußten nichts, als daß sie hilflose, lebende Atome waren, denen zwischen tobenden Wassern und rasendem Sturm von allen Seiten der unvermeidliche Tod entgegenstarrte. Hin und her wurden sie geschleudert und sie hielten sich fest umschlungen. Unterdessen kam jener furchtbare Blitz, der, ohne daß sie etwas davon bemerkten, die Mörder vor ihren Richter rief. Einen Augenblick lang ließ er die brausenden Wasser und die langgestreckten Ufer zu beiden Seiten erkennen. Er beleuchtete auch die Felsenspitze, an der sie festhingen und den Kopf eines der toten Pferde und fiel hell auf die Gestalt des toten Zulu Mouti, der auf dem Gesicht lag und dessen

Arm um die Ecke des Wagens herum ins Wasser hing, so daß er eine geisterhafte Aehnlichkeit mit einem müßig Spazierenfahrenden gewann, der nachlässig seine Finger durch das Wasser gleiten läßt.

In einem Augenblick war der Blitz erloschen und sie befanden sich wieder in der Dunkelheit. Doch nun begann das Gewitter sich langsam zu verziehen und der Mond brach durch die Wolken; schien er auch noch nicht klar, so wurde es doch etwas heller und auch der Regen ließ nach und hörte schließlich ganz auf. Das Gewitter zog majestätisch dahin in der Nacht, und sie vernahmen nichts mehr als das Rauschen des fließenden Stromes.

„John," sagte Jeß plötzlich, „können wir nichts thun?"

„Nichts, Liebe."

„Werden wir davonkommen, John?"

Er zögerte. „Das liegt in Gottes Hand, meine Liebe. Wir sind in großer Gefahr. Wenn der Wagen umstürzt, müssen wir ertrinken. Können Sie schwimmen?"

„Nein, John."

„Wenn wir uns hier bis Tagesanbruch halten, so können wir vielleicht ans Ufer kommen, wenn jene Teufel nicht da sind und uns erschießen. Ich glaube nicht, daß wir viel Aussicht mehr haben."

„John, fürchten Sie den Tod?"

Er zögerte. „Ich weiß es nicht, Liebste. Ich hoffe, ihm wie ein Mann entgegenzugehen."

„Sagen Sie mir, was Sie in Wahrheit denken. Gibt es noch irgend eine Hoffnung für uns?"

Wieder zögerte er und überlegte, ob er ihr die Wahrheit sagen solle; dann beschloß er, es zu thun.

„Ich sehe keine, Jeß. Wenn wir nicht ertrinken, so werden wir erschossen. Sie werden am Ufer warten, bis der Tag anbricht, und um ihrer selbst willen werden sie nicht wagen, uns am Leben zu lassen."

„Jeß, liebe Jeß," fuhr er fort, „es hat keinen Wert, etwas Unwahres zu sagen. Unser Leben kann in der nächsten Minute zu Ende sein. Nach menschlichem Ermessen muß es abgelaufen sein, ehe die Sonne aufgeht."

Die Worte waren fürchterlich — es ist etwas Entsetzliches, in der vollen Kraft der Jugend und Gesundheit plötzlich dem Tode ins Gesicht zu sehen und zu wissen, daß in wenigen Minuten das Leben verronnen sein wird. Es ist etwas Entsetzliches, wie jeder weiß, der sich schon in ähnlicher Gefahr befunden hat, und Johns Herz erbebte bei dem Gedanken, denn der Tod ist gar gewaltig. Und doch gibt's etwas, das stärker ist als der Tod, etwas, das den Tod überwindet: eines Weibes volle Liebe — gegen sie hat selbst der Tod keine Macht. So kam es, daß, als er seinen eisigen Blick auf Jeß richtete, ihm deren Augen mit einem wunderbaren, überirdischen Glanz begegneten. Sie fürchtete den Tod nicht, nun sie ihm mit ihrem Geliebten entgegensehen durfte. Der Tod war ihre Hoffnung, ihr Glück. Hier hatte sie nichts — dort ward ihr vielleicht alles, jedenfalls doch Schlaf zu teil. Die Fesseln waren gefallen; eine übermächtige Hand hatte sie gesprengt. Ihrer Pflicht war Genüge geschehen, ihre Aufgabe erfüllt und sie war frei — frei mit ihrem Geliebten zu sterben. Ach, ihre Liebe war wirklich tiefer als das Grab; und nun erhob sie sich mit all ihrer Kraft; sie berührte die Erde nur noch mit der Spitze ihres Fußes, bereit nach dem Stern der Liebe zu entschweben, sobald ihr die Auflösung Schwingen verliehen haben würde.

„Sind Sie dessen ganz sicher, John?" fragte sie wieder.

„Ja, Liebe, ja. Warum zwingen Sie mich, es zu wiederholen? Ich sehe keine Rettung mehr."

Ihre Arme waren um seinen Nacken geschlungen, ihre weichen Locken schmiegten sich an seine Wangen und der Hauch ihrer Lippen spielte auf seinem Antlitz. Nur indem sie einander ins Ohr sprachen, ließ sich ein Gespräch führen, weil das Rauschen des Wassers ihre Stimmen übertönte.

„Weil ich Ihnen etwas zu sagen habe, was ich nur sagen kann, wenn wir sterben müssen. Sie wissen es, aber ich will es mit meinem eignen Munde aussprechen, ehe ich sterbe. Ich liebe dich, John, ich liebe dich und ich freue mich des kommenden Todes, weil ich mit dir sterben, mit dir dahingehen darf."

Er vernahm ihre Worte, und so groß war die Macht ihrer Liebe, daß die seinige, die ihm in den Schrecknissen dieser Stunde ganz aus dem Sinn gekommen war, wieder erwachte und an Glut der ihrigen gleichkam. Im Gefühl seiner heißen Leidenschaft vergaß er selbst die Nähe des Todes. Sie lag noch in seinen Armen, in die er sie während des Schießens gezogen hatte, und er beugte sich über sie herab und sah sie an. Das Mondlicht spielte auf ihrem bleichen, zuckenden Antlitz und ließ in ihren Augen das erkennen, von dem sich kein Mann, der es erblickt, wieder abwenden kann. Und wieder überkam ihn, wie damals in dem kleinen Hause, das süße Gefühl unbedingter Unterwerfung unter ihren überwältigenden Willen. Aber nun, da alle irdischen Bedenken geschwunden waren, nun zögerte er nicht länger, er preßte seine Lippen auf die ihren und küßte sie wieder und wieder. Vielleicht war dies die tragischste und wildeste Liebesscene, die der alte Mond dort oben je beschienen hat. Da genossen diese beiden im Schatten des Todes das vollste, reichste Glück, das das Leben nur zu bieten vermag. Ja, der Tod selbst war Zeuge dieses Augenblickes, denn zu ihren Füßen, halb versteckt im Wasser lag die Leiche des Zulu.

Hin und her schwankte der Wagen im Tosen des angeschwollenen Flusses, auf und ab hoben und senkten sich neben ihnen die Leichen der ertrunkenen Pferde und über den Wogen flimmerten und zitterten die Strahlen des Mondes.

Doch von alldem bemerkten sie nichts; sie dachten nichts, als daß ihre Herzen sich gefunden hatten, und fühlten sich glücklich in einer wilden Freude, die zu empfinden dem Sterblichen nicht oft zu teil wird. Die Vergangenheit war vergessen, sie standen dicht vor der Zukunft und zwischen beiden bildete die völligste, durch das nahende Ende geheiligte Leidenschaft die Brücke. Bessie war vergessen, alles war vergessen, denn sie waren allein, allein mit dem Tode und ihrer Liebe.

Diejenigen, die geneigt sind, sie zu tadeln, mögen mit ihrem Urteil noch einen Augenblick zurückhalten. Sie

hatten Treue gehalten, sie hatten sich selbst verleugnet und waren dem Pfade der Pflicht gefolgt. Doch die Verbindlichkeiten, die das Leben auferlegt, endigen auch mit dem Leben. Niemand kann sich über dieses Leben hinaus binden. Und nun, da die Hoffnung entschwunden und ihr Leben am äußersten Ende angelangt war, warum sollten sie nun nicht noch das Glück erhaschen, ehe sie dorthin wanderten, wo vielleicht alles vergessen wird? So schien es ihnen wenigstens, wenn sie überhaupt noch fähig waren, zu denken.

Er blickte in ihre Augen und sie legte ihr Haupt an sein Herz in jener stummen vertrauensvollen Hingebung, die man wohl manchmal finden kann im Leben, die sich aber von der gewöhnlichen Leidenschaft durch ein unerklärliches, nur ihr eignes Etwas unterscheidet. Er blickte in ihre Augen und war froh, daß er gelebt, ja selbst, daß er diese Todesstunde erreicht hatte. Und sie, in den Tiefen ihrer eignen Natur verloren, schluchzte ihre leidenschaftliche Liebe aus an seinem Herzen und nannte ihn ihr eigen, ihr eigen, ganz ihr eigen!

Und so entschwanden ihnen die langen Stunden unbemerkt, bis die morgendliche Kühle ihnen den Tagesanbruch verkündete. Der Tod, den sie erwarteten, hatte sich noch nicht eingestellt; er mußte nun nahe bevorstehen.

„John," flüsterte sie ihm ins Ohr, „glaubst du, daß sie uns erschießen werden?"

„Ja," antwortete er mit heiserer Stimme, „sie müssen es schon um ihrer eignen Sicherheit willen thun."

„Ich wollte, es wäre vorüber," sagte sie.

Plötzlich fuhr sie mit einem Schrei aus seinen Armen empor, wodurch sie den Wagen heftig erschütterte.

„Ich habe vergessen, daß du schwimmen kannst," sagte sie. Warum kannst du nicht ans Ufer schwimmen und dich unter dem Schutze der Dunkelheit retten? Es ist nicht weiter als fünfzig Schritt und die Strömung nicht sehr heftig."

Der Gedanke, sich ohne Jeß zu retten, war ihm nie gekommen, und nun, da sie ihn anregte, kam er ihm so

unsinnig vor, daß er thatsächlich in ein heiteres Lachen ausbrach.

„Wie kannst du so etwas sagen, Jeß!" sagte er.

„Ja, ja, ich will es! Geh! Du mußt gehen! Es kommt auf mich jetzt gar nicht an. Ich weiß, daß du mich liebst, und kann glücklich sein im Tode. Ich werde dich erwarten. O John! Wo immer ich auch sein werde, wenn ich irgend etwas von Leben und Erinnerung in mir habe, werde ich dich erwarten. Vergiß dies dein ganzes Leben nicht! Wie ferne ich dir auch scheinen mag, wenn ich überhaupt weiter lebe, werde ich deiner harren. Und nun geh, Geliebter, du sollst gehen, sage ich! Nein, du mußt mir gehorchen. Wenn du nicht gehst, werfe ich mich ins Wasser. O, der Wagen fällt um!"

„Halt dich fest, um Gottes willen!" rief John. „Die Stränge sind gerissen!"

Und so war es auch; das Leder war durch die beständige Reibung am Felsen und das Hin- und Herzerren durchgescheuert worden und zerrissen. Rundum drehte sich der Wagen in der Strömung und begann sich sofort dermaßen nach einer Seite umzulegen, daß der tote Körper des armen Mouti ins Wasser glitt. Dies erleichterte den Wagen und für einen Augenblick richtete er sich wieder auf, sofort aber begann er sich zu füllen und zu sinken und John sah, daß alles vorbei war und daß in dem Wagen bleiben einem sicheren Tode entgegengehen hieß, weil die Leinwand des Zeltdaches sie unter das Wasser gedrückt hätte. Mit einem frommen Stoßgebet faßte er Jeß um den Leib und sprang ins Wasser. In demselben Augenblick sank der Wagen unter.

„Halte dich ruhig, um Gottes willen!" rief er, als sie wieder an die Oberfläche des Wassers kamen.

Bei dem matten Lichte der Morgendämmerung, die nun über die Erde kroch, konnte er das linke Ufer des Vaal unterscheiden, von dem aus sie in der vergangenen Nacht in das Wasser gefahren waren, und er sah sofort, daß er es, belastet wie er war, unmöglich erreichen könne. Vor allem mußte er suchen, sich über Wasser zu halten. Glück-

licherweise war das Wasser warm und er ein sehr guter Schwimmer. Eine Minute später entdeckte er etwa fünfzig Schritt weiter unten einige Felsen, die zwanzig Schritt weit ins Wasser hineinragten — diese suchte er zu erreichen. Er faßte Jeß' Haare mit seiner linken Hand und machte verzweifelte Anstrengungen, sich durch das an die Felsen brandende Wasser hindurchzuarbeiten, und glücklich faßten seine Füße festen Grund auf dem Flußbett; aber schon im nächsten Augenblicke ward er hinweggerissen und überstürzte sich auf dem Grund des Flusses, wobei er sich an den Steinen, die denselben bedeckten, furchtbar zerschlug. Doch wieder gelang es ihm, auf die Füße zu kommen und Jeß festzuhalten, noch zweimal stürzte er und zweimal raffte er sich wieder auf. Noch einen erneuten Anlauf — so! Das Wasser ging ihm nur noch bis an die Hüften, und er mußte seine Gefährtin jetzt halb tragen.

Als er sie emporhob, überkam ihn Todesschwäche, doch trotzdem kämpfte er sich mannhaft durch, bis sie beide kraftlos auf einen großen, flachen Felsen niedersanken und für einen Augenblick ihm die Sinne schwanden.

Als er wieder zu sich kam, fand er Jeß über sich gebeugt; sie hatte sich vor ihm erholt und rieb ihm die Hände. Da unterdessen die Sonne aufgegangen war, nahm er an, daß er längere Zeit das Bewußtsein verloren gehabt hatte. Mühsam stand er auf und reckte sich. Mit Ausnahme einiger Schrammen war er heil und ganz geblieben.

„Bist du verletzt?“ fragte er Jeß, die bleich und schwach und zerquetscht, ohne Hut, mit von Kugeln durchlöcherten, an den Felsen zerfetzten, triefenden Kleidern ganz jämmerlich aussah.

„Nein,“ sagte sie schwach, „nicht sehr.“

Er setzte sich auf den Felsen in die Sonne, denn beide schauderten vor Kälte. „Was ist nun zu thun?“ fragte er.

„Zu sterben!“ rief sie leidenschaftlich, „ich wollte sterben, warum hast du mich nicht sterben lassen? Unsre Lage vermag nur der Tod zu rechtfertigen.“

„Sei ohne Sorgen,“ erwiderte er, „dein Wunsch wird

bald erfüllt werden; diese mörderischen Schurken werden uns schnell genug aufgespürt haben."

Das Flußbett und die Ufer waren von dünnen Nebelschichten bedeckt; doch als die Sonne mächtiger wurde, zerstreuten sich dieselben. Die Stelle, an der sie ans Land gekommen waren, lag etwa dreihundert Schritt unterhalb des Platzes, an dem in der Nacht die Boeren und ihre Pferde vom Blitz erschlagen worden waren.

Als sich der Nebel zerteilt hatte, bestand John darauf, daß Jeß sich mit ihm hinter einem Felsen verbarg, von dem aus sie sehen konnten, ohne selbst gesehen zu werden. Plötzlich entdeckte er, ein paar hundert Schritt entfernt, zwei grasende Pferde.

„Ah!" sagte er, „dachte ich's doch; die Teufel haben hier abgesattelt! Gott sei Dank, ich habe meinen Revolver noch und die Patronen sind wasserdicht. Ich werde unsre Leben so teuer als möglich verkaufen!"

„Aber John," rief Jeß, „dies sind nicht die Pferde der Boeren, sondern unsre Vorderpferde, die sich heute Nacht im Wasser losgerissen haben. Sieh nur, sie tragen noch das Kummet."

„Bei Gott! Du hast recht. Nun haben wir eine Aussicht, zu entkommen, wenn es uns gelingt, sie ungesehen zu fangen."

„Ringsum ist kein Versteck, und ich kann nirgends eine Spur von den Boeren entdecken. In der sicheren Annahme wir seien tot, haben sie sich entfernt."

John blickte sich um und zum erstenmal fiel ein leiser Hoffnungsschimmer in sein Herz; vielleicht kamen sie dennoch mit dem Leben davon.

„Wir wollen aufstehen und nachsehen. Es nützt nichts, länger hier zu bleiben, denn wir müssen auch irgendwo Nahrung zu finden suchen. Mir ist furchtbar schwach."

Ohne ein Wort zu sagen, stand sie auf und nahm seinen Arm. Sie waren kaum zwanzig Schritte gegangen, als John einen Freudenschrei ausstieß und auf einen weißen Gegenstand zustürzte, der zwischen dem Schilf hängen geblieben war. Es war der Korb, den ihnen die Wirtin in

Heidelberg mitgegeben hatte. Er war aus dem Wagen gespült worden; da aber der Deckel gut befestigt gewesen, war vom Inhalt nichts verloren. John öffnete den Korb; da war noch die unberührte Cognakflasche, noch die meisten Eier, Fleisch und Brot, das letztere natürlich aufgeweicht und ungenießbar. Es dauerte nicht lange, so hatte John die Flasche entkorkt, er füllte ein zerbrochenes Weinglas, das sich auch in dem Korbe befand, halb mit Wasser, halb mit Brandy und ließ es Jeß austrinken, was die Wirkung hervorbrachte, daß sie sich etwas weniger erstarrt fühlte. Nun that er das nämliche zwei oder dreimal für sich und fühlte sofort neues Leben seinen Körper durchströmen. Dann gingen sie vorsichtig weiter.

Ohne Widerstand ließen sich die Pferde fangen und diesen schien das Abenteuer gar nicht schlecht bekommen zu sein, obgleich die Flanke des einen von einer Kugel gestreift worden war.

„Dort unten, wo das Ufer sich über den Fluß neigt, ist ein Baum; wir wollen die Pferde anbinden, soweit es geht unsern äußeren Menschen etwas herrichten und dann frühstücken,“ sagte John beinahe heiter; demgemäß gingen sie weiter.

Plötzlich fuhr John, der voranging, mit einem Ausruf des Entsetzens zurück und die Pferde begannen zu schnauben, denn dort lagen die beiden Boeren im Tode erstarrt, schon geschwollen und entstellt — wie es manchmal bei vom Blitz Erschlagenen vorkommt — ihre Kleider waren durch die Explosion der Patronen in ihren Bandelieren zerfetzt und den Leichen vom Leibe gerissen. Es war ein entsetzlicher Anblick, der, im Zusammenhang mit der wunderbaren Errettung der Verfolgten betrachtet, den gleichgültigsten Zweifler hätte zum Nachdenken bringen können.

„Und doch finden sich Menschen, die behaupten, es gebe keinen Gott und die Schlechtigkeit werde nicht bestraft!“ sagte John.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

In Mooifontein.

Wie man sich erinnern wird, hatte John Mooifontein gegen Ende Dezember verlassen, und mit ihm war alles Glück und alle Freudigkeit von dort entschwunden.

„Mein Gott, Bessie,“ sagte der alte Silas Croft am Abend, nach dem er abgereist war, „wie trübselig kommt mir das Haus vor ohne John“ — eine Bemerkung, in die Bessie, die still in einer Ecke weinte, von Herzen mit einstimmte.

Einige Tage später kam wohl die Nachricht von der Einschließung Pretorias, aber keine von John. Sie konnten noch ermitteln, daß er glücklich durch Standerton gekommen, aber sonst erfuhren sie nichts von ihm. Tag um Tag verging, ohne das ersehnte Lebenszeichen zu bringen, und endlich brach Bessie eines Abends in leidenschaftliches Weinen aus.

„Warum hast du ihn fortgeschickt?“ fragte sie ihren Onkel. „Es war lächerlich, rein lächerlich; er konnte Jeß weder helfen noch sie zurückbringen; im günstigsten Fall konnten sie nur beide miteinander eingeschlossen werden. Und nun ist er tot — ich weiß, daß ihn diese Boeren erschossen haben — und du bist allein daran schuld! Und wenn er tot ist, spreche ich kein Wort mehr mit dir!“

Der alte Mann zog sich zurück; er war durch diesen Ausbruch, der sonst nicht in Bessies Wesen lag, etwas außer Fassung gebracht.

„Ja, ja,“ sagte er zu sich selbst, „das ist so Weiberart; um eines Mannes willen verwandeln sie sich alle in Hyänen.“

Es mag in dieser Bemerkung etwas Wahres liegen, aber jedenfalls ist eine Hyäne nicht das angenehmste Haustierchen, wie der alte Silas zu seinem Nachteil während der nächsten zwei Monate erfahren sollte. Je mehr Bessie darüber nachdachte, je grimmiger wurde sie, daß er ihren Bräutigam fortgeschickt, und bald vergaß sie gänzlich, daß

sie diesem Plane zugestimmt hatte. Kurzum, ihre Stimmung wurde eine derartige, daß ihr Onkel kaum mehr wagte, Johns Namen zu erwähnen.

Unterdessen nahmen die Dinge außerhalb des Hauses einen ebenso schlechten Verlauf. Zuerst — schon den Tag nach Johns Abreise kamen zwei oder drei loyale Boeren und ein englischer Ladenbesitzer und beschworen Silas Croft, nach Natal zu fliehen, solange es noch Zeit sei. Sie sagten, die Boeren würden jedenfalls alle Engländer erschießen, die wehrlos seien. Aber der alte Mann wollte ihnen kein Gehör schenken.

„Ich bin ein Engländer — civis Romanus sum —“ sagte er in seiner kernigen Weise, „und ich glaube nicht, daß sie sich an mir, der ich zwanzig Jahre lang unter ihnen gewohnt habe, vergreifen werden. Jedenfalls werde ich nicht davonlaufen und mein Gut einer Bande Diebe preisgeben. Wenn sie mich erschießen, werden sie England dafür Rechenschaft geben müssen, und da werden sie mich wohl in Ruhe lassen. Bessie kann gehen, wenn sie will, aber ich werde hier bleiben und das Ende des Kampfes abwarten.“

Nachdem auch Bessie sich entschieden geweigert hatte, den Platz zu verlassen, reisten die loyalen Boeren eiligst ab und rangen die Hände über ein so übel angebrachtes Vertrauen und solchen Insulanerstolz. Dies begab sich vor Tisch und nach Tisch machte sich Silas daran, seinen Feinden seinen Trotz auch noch in andrer Weise zu zeigen. Er ging an einen Schrank in seinem Schlafzimmer und zog einen ausnehmend große englische Flagge hervor, mit dem er sich eiligst an einen offnen Platz zwischen den Orangenbäumen vor dem Hause begab, wo ein Flaggenstock so angebracht war, daß man ihn meilenweit sehen konnte. An diesem Flaggenstock pflegte Silas gewöhnlich am Geburtstag der Königin, an Weihnachten und ähnlichen Festen die große englische Flagge aufzuziehen.

Als er die breite Flagge gehißt hatte und sie weit hinausflatterte im Winde, schwenkte er seinen Hut und ließ ein donnerndes „Hip, hip, hurra!“ ertönen. Damit nicht

zufrieden, ließ er Jantjé noch auf eine Leiter klettern und das Seil, an dem die Flagge aufgezogen wurde, etwa fünfzehn Fuß von der Erde befestigen, so daß es niemand erreichen und die Flagge herablassen konnte.

„So," sagte er, „ich habe meine Flagge am Mast aufgezogen. Das wird diesem Volk zeigen, daß hier ein Engländer wohnt!

„Confound their politics,
Frustrate their knavish tricks
God save the Queen."

„Amen!" sagte Bessie, aber sie hatte einige Zweifel an der Klugheit dieses Aufhissens der Flagge, die sich, sobald ein Wind ging, entfaltete und als eine sichtbare Herausforderung kaum dazu beitragen konnte, die Gemüter aufgeregter Patrioten zu besänftigen.

Richtig kam auch zwei Tage nachher eine Streifwache von drei Boeren in großer Aufregung, um zu fragen, was diese Flagge, die sie schon von weitem bemerkt hatten, zu bedeuten habe. Silas sah sie kommen, nahm seine Flinte zur Hand und stellte sich unter die Flagge, für die er eine beinahe abergläubische Verehrung hegte; er war überzeugt, daß sie nicht wagen würden, sich an ihm oder ihr zu vergreifen.

„Was soll dies bedeuten, Oom Silas?" fragte der Anführer der drei Männer, die er alle ganz gut kannte.

„Es soll bedeuten, daß hier ein Engländer wohnt, Jan," lautete die Antwort.

„Reißt den schmutzigen Lappen herunter!" sagte der Mann.

„Eher fahrt Ihr vorher zweimal in die Hölle!" erwiderte Silas.

Darauf stiegen die Boeren ab und gingen auf den Flaggenstock zu, doch nur, um Oom Crofts Flintenlauf auf sich gerichtet zu sehen.

„Ihr werdet mich erst erschießen müssen, Jan," sagte er; daraufhin verließen sie ihn nach einer kurzen Beratung.

In der That war Silas Croft, obgleich Engländer,

doch sehr beliebt bei den Boeren, von denen ihn die meisten schon als Kinder gekannt hatten und in deren „Volksraad“ er zweimal gewählt worden war. So verdankte er es nur seiner persönlichen Beliebtheit, daß er nicht schon zu Beginn des Aufstandes aus seinem Hause gejagt und gezwungen wurde, zu wählen, ob er gegen seine Landsleute kämpfen oder eingesperrt oder sonstwie mißhandelt werden wollte.

Nach dieser Flaggenepisode vergingen vierzehn Tage ohne jedes Ereignis, dann kam die Nachricht von der vernichtenden Niederlage bei Langs Nek, an die Silas Croft zuerst gar nicht glauben wollte. „Kein englischer General konnte so verrückt sein,“ meinte er, doch nur zu bald fand die Nachricht ihre Bestätigung. Noch eine Woche verfloß und dann folgte die neue Kunde von der Niederlage der Engländer bei Ingogo.

Dann trat wieder eine lange Pause ein, während welcher keine bestimmten Nachrichten zu ihnen gelangten, obgleich allerlei Gerüchte in der Luft schwebten, und der alte Silas war glücklich zu hören, daß große Verstärkungen von England unterwegs seien.

„Na, Bessie, bald werden sie aus einem andern Tone pfeifen,“ sagte er in großer Freude, „und es ist auch wirklich die höchste Zeit. Ich kann nicht begreifen, was mit diesen Soldaten los war.“

Und so schleppte sich die Zeit dahin, bis endlich ein Tag kam, den Bessie nie vergessen wird, so lange sie lebt. Es war der 20. Februar, eine Woche vor dem entscheidenden Unglück auf dem Majuba. Bessie stand müßig auf der Veranda und blickte die lange Eukalyptusallee hinunter, wo die Schatten ein dichtes Netzwerk bildeten, um die goldnen Strahlen des Lichtes abzufangen. Das Gut lag so friedlich da, und seinem Aussehen nach hätte niemand denken können, daß in nächster Nähe ein blutiger Krieg entbrannt sei. Wie gewöhnlich gingen und kamen die Kaffern und besorgten ihre tägliche Arbeit — oder thaten wenigstens desgleichen. Ab und zu konnte wohl ein genauer Beobachter bemerken, daß sie innehielten und nach dem Drakensberg hinsahen, und

dann mancher mit seinem Nachbarn einige Worte über die wunderbaren Ereignisse wechselte. Der Nachbar vertraute ihm darauf an, in welcher Felsenhöhle er heute nacht mit seinen Weibern geschlafen habe — denn wenn die Boeren ausrücken, verlassen die Kaffern ihre Hütten, aus Angst, überfallen und erschossen zu werden. Dann ruhten die beiden Leute einen Augenblick von der Arbeit, schnupften und tauschten ihre Vermutungen aus über das Schicksal, das sie erwarte, wenn die Boeren die Engländer vernichtet und das Land zurückgenommen hätten; schließlich kamen sie zu dem Ergebnis, es werde für sie am besten sein, nach Natal auszuwandern.

Bessie bemerkte auf der Veranda all diese Bewegungen und vernahm auch ab und zu abgerissene Sätze von der Unterhaltung der Arbeiter, die, so trübe sie auch waren, mit ihren eignen Gedanken zusammenstimmten. Ungeduldig wandte sie sich davon ab und begann zwei eifersüchtige Hähne zu beobachten, die sich unter einem Orangenbaum wütend bekämpften. Sie thaten dies jede Woche einmal und verbrachten dann den Rest derselben, halb geblendet in einsamer Zurückgezogenheit, jeder unter einem andern Orangenbaum, welche Zurückgezogenheit sie erst zu verlassen pflegten, wenn die Kur soweit vollendet war, daß sie den Kampf von neuem beginnen konnten. Ein dritter Hahn, jung an Jahren, und alt an Weisheit, der es stets ablehnte zu kämpfen, wenn er herausgefordert wurde, machte sich unterdessen bei den Hennen, dem Gegenstande des Streites, liebenswürdig. Heute war der Kampf ganz besonders heftig, und weil Bessie fürchtete, den Kämpfern könnte schließlich gar kein Auge mehr übrig bleiben, rief sie den alten Boerenhund, der auf der Veranda in der Sonne lag; „Hi, Stomp, Stomp — jage sie, Stomp!“

Stomp sprang auf und machte einen anscheinend wütenden Angriff auf die streitenden Hähne; es war eine Beschäftigung, die ihm vertraut war, und die ihm zu beständigem Vergnügen gereichte. Diesmal hörte aber, als er gerade auf die Bäume losstürzte, seine geheuchelte Wut plötzlich auf und statt ihrer trat ein Ausdruck von wirk-

lichem Widerwillen auf sein ehrliches Gesicht, wobei sich die Haare an seinem Rückgrat aufrichteten wie die Stacheln eines verdrießlichen Stachelschweines, und er begann zu knurren.

„Ein fremder Kaffer, vermutlich,“ sagte Bessie zu sich selbst.

Stomp haßte fremde Kaffern. Kaum hatte sie die Worte gesprochen, so bewies die Erscheinung eines Eingeborenen die Richtigkeit derselben. Es war ein schurkisch aussehender, einäugiger Bursche, nur mit einem paar lumpiger Beinkleider bekleidet, die mit einem schmierigen Lederriemen um die Lenden fest gebunden waren; in seiner Wolle aber steckten mehrere kleine, aufgetriebene Blasen, wie sie die Zauberärzte zu tragen pflegen. In der Hand trug er einen langen, an einem Ende gespaltenen Stock und in dem Spalt steckte ein Brief.

„Hierher, Stomp!“ rief Bessie, und währenddem zuckte ihr eine kühne Hoffnung durchs Herz, wie ein Meteor durch die Nacht; vielleicht war der Brief von John.

Der Hund gehorchte ihr widerwillig, denn er liebte diesen Kaffer offenbar nicht; als er sah, daß Stomp aus dem Wege war, kam der Kaffer ihm nach. Er war ein unverschämter Bursche und nahm keine andre Notiz von Bessie, als daß er sich vor ihr in den Fahrweg niederkauerte.

„Was gibt's?“ fragte Bessie auf holländisch mit zitternden Lippen.

„Einen Brief.“

„Gib ihn mir.“

„Nein, Missie, nicht bis ich Sie angesehen habe, ob Sie auch die Richtige sind. Lichtes, gelbes Haar, das sich ringelt — eins,“ zählte er an einem Finger; „so, das ist richtig; große blaue Augen — zwei, das stimmt auch; groß und stark und schön wie ein Stern — ja, der Brief ist für Sie, nehmen Sie ihn,“ und er stieß den langen Stock in die Höhe, ihr beinahe ins Gesicht.

„Woher kommt er?“ fragte Bessie, von plötzlichem Verdacht erfaßt einen Schritt zurücktretend.

„Von Wakkerstroom zuletzt.“

„Von wem ist er?“

„Lesen Sie ihn und Sie werden es sehen.“

Bessie nahm den in ein Stück altes Zeitungspapier gewickelten Brief aus der Spalte des Stockes und drehte ihn zweifelnd nach allen Seiten. Die meisten Menschen haben Mißtrauen gegen ungewöhnlich aussehende Briefe, und dieser sah sehr ungewöhnlich aus; hauptsächlich trug er keine Aufschrift und der Umschlag war mit nur wenig Lack gesiegelt.

„Bist du sicher, daß der Brief an mich ist?“ fragte Bessie.

„Ja, ja — gewiß, gewiß,“ antwortete der Eingeborene mit frechem Lachen. „Es gibt nicht viele solche weiße Mädchen in Transvaal. Ich habe mich nicht geirrt; ich habe Sie aufgespürt.“ Und nun begann er sein Verzeichnis zu wiederholen: „Gelbes Haar“ ꝛc.

Endlich öffnete Bessie den Brief; er enthielt ein gewöhnliches Blatt Papier in einer kühnen, festen, aber etwas ungeübten Schrift beschrieben, die Bessie wohl kannte und deren Anblick sie mit einer schlimmen Ahnung erfüllte; — es war Frank Müllers Hand.

Sie wurde starr und kalt, aber sie mußte lesen wie folgt:

„Im Lager bei Pretoria, den 15. Februar.

„Liebe Miß Bessie!

„Es thut mir leid, daß ich Ihnen schreiben muß, aber obgleich wir kürzlich in Streit geraten sind, und auch Ihr guter Vater mit mir in Fehde lebt, halte ich es doch für meine Pflicht und sende Ihnen dies durch einen besondern Boten. Gestern machten die armen Leute in Pretoria, die jetzt so abgemagert sind wie die Ochsen auf der Hochebene vor dem Frühling, einen Ausfall. Unsre Waffen waren wieder siegreich; die Rotröcke liefen davon und ließen ihre Ambulanz in unsern Händen; sie hatten viele Tote und Verwundete. Unter den Toten war Kapitän Niel —“

Hier stieß Bessie einen halberstickten Schrei aus und ließ den Brief von der Veranda hinab fallen, während sie einen Pfosten derselben mit beiden Händen umklammerte.

Der unselige Eingeborene unten grinste, hob das Papier auf und gab es ihr wieder.

Sie nahm es, denn sie wollte alles wissen, und las weiter, wie man in einem schrecklichen Traume liest:

„der auf Ihres Onkels Farm gelebt hat. Ich habe ihn nicht selbst fallen sehen, aber Jan Vanzyl hat ihn erschossen und Roi Dirk Osthuizen und Carolus, ein Hottentotte, sahen, wie er aufgehoben und fortgetragen wurde. Sie sagen, er sei ganz tot gewesen. Ich fürchte, es wird Sie betrüben, wie es auch mich betrübt, aber das ist das Kriegsgeschick, und er ist tapfer kämpfend gefallen. Meine gehorsamen Empfehlungen Ihrem Herrn Onkel. Wir sind in Unfrieden auseinandergegangen, aber ich hoffe, daß ich unter den neuen Verhältnissen hier im Land ihm zeigen kann, daß wenigstens ich keinen Groll mehr hege. — Ich bin, liebe Miß Bessie, Ihr gehorsamer Diener

Frank Müller."

Bessie steckte den Brief in ihre Tasche und hielt sich dann wieder an dem Pfosten der Veranda fest, während es ihr war, als ob das Licht des Tages vor ihren Augen verlösche und einer kalten Finsternis weiche, in die kein Schimmer des Lichts mehr fiel. Er war tot! — ihr Geliebter war tot! Aller Glanz war aus ihrem Leben verschwunden und sie stand trostlos und allein in der Nacht. Sie wußte nicht, wie lange sie so gestanden und auf den Sonnenschein geharrt hatte, den sie nicht sehen konnte. Der Begriff der Zeit war ihr entschwunden, sie sah und wußte nichts von dem, was sie umgab; alles, was sie wußte, war die eine übermächtige, vernichtende Thatsache — John war tot!

„Missie," sagte der Unheilsbote gähnend von unten, indem er sein Auge auf ihr schmerzdurchwühltes Gesicht richtete.

Sie antwortete nicht.

„Missie," sagte er wieder, „ist eine Antwort nötig? Ich muß wieder fort. Ich möchte zeitig genug zurück sein, um zu sehen, wie die Boeren Pretoria nehmen."

Bessie sah ihn mit unsteten Blicken an. „Deine Botschaft bedarf keiner Antwort," sagte sie. „Was ist, ist."

Der Kerl lachte. „Nein, dem Kapitän kann ich keinen Brief bringen," sagte er, „ich sah, wie Jan Vanzyl ihn erschoß. Er stürzte so," — und plötzlich ließ er sich in Nachahmung eines auf den Tod getroffenen Mannes auf den Weg niederfallen. „Ihm kann ich keine Botschaft bringen, Missie," fuhr er aufstehend fort, „aber ich meinte nicht ihn; was ich sagen wollte, war, ob ich nicht Frank Müller einen Brief bringen könnte. Ein lebendiger Boer ist doch besser als ein toter Engländer, und Frank Müller gibt einen schönen Mann für jedes Mädchen. Wenn Sie die Augen zumachten, würden Sie den Unterschied gar nicht merken!"

„Geh!" sagte Bessie mit erstickter Stimme und wies mit der Hand auf die Allee.

So groß war die unterdrückte Willenskraft in ihrem Ton, daß der Mann auf seine Füße sprang; aber während er dies that, stürzte der alte Stomp, der ihn die ganze Zeit scharf beobachtet hatte und nun Bessies Handbewegung für eine Aufmunterung halten mochte, ihm von der Veranda herab an die Kehle. Der große Hund stieß den Mann so schwer vor die Brust, daß er rücklings niederfiel, und nun entspann sich eine furchtbare Scene; der Mann fluchte, schrie und schlug nach dem Hund, und der Hund bearbeitete den Mann in einer Weise, die dieser wohl seiner Lebtage nicht vergessen haben wird.

Bessie, deren Energie gänzlich erschöpft zu sein schien, beachtete den Kampf gar nicht, aber in diesem Augenblick erschien ihr alter Onkel in Begleitung zweier Kaffern auf dem Schauplatz.

„Holla, holla!" rief er mit seiner Stentorstimme, „was hat dies alles zu bedeuten? Fort, Bestie!" und seine Stimme und die Schläge der Kaffern vermochten den Hund dazu, den Mann los zu lassen, der sich schlimm zu-

gerichtet und aus einem halben Dutzend Bißwunden blutend erhob.

Im ersten Augenblick sagte er nichts, sondern nahm nur seinen Stock auf. Dann, nachdem er sich vorher überzeugt hatte, daß die Kaffern den Hund festhielten, wandte er sich mit blutüberströmtem Gesicht und seinem einen, vor Wut funkelnden Auge, die Fäuste schüttelnd, nach der armen Bessie um und brach in einen Strom von Verwünschungen aus.

„Dafür sollt Ihr mir bezahlen — Frank Müller soll es euch entgelten lassen. Ich bin sein Diener. Ich —"

„Mach, daß du fortkommst, magst du sein, wer du willst," donnerte der alte Silas, „oder bei Gott, ich lasse den Hund noch einmal auf dich los!" und er deutete auf Stomp, der sich wütend gegen die beiden Kaffern wehrte.

Der Mann hielt inne und sah auf den Hund; dann schüttelte er zum Abschied noch einmal die Faust und lief, so schnell er es vermochte, die Allee hinunter, wobei er sich nur einmal umwandte, um zu sehen, ob ihn der Hund nicht verfolge.

Gleichgültig sah ihn Bessie gehen und schenkte dem so wenig Aufmerksamkeit, wie sie den Kampf beachtet hatte. Dann wandte sie sich um, als sei ihr plötzlich ein Gedanke gekommen, und ging ins Wohnzimmer.

„Was bedeutet denn dies alles, Bessie?" fragte ihr Onkel, der ihr gefolgt war. „Was wollte der Mann mit Frank Müller?"

„Es bedeutet, lieber Onkel," sagte sie endlich mit einer Stimme, die zwischen Lachen und Weinen zu schwanken schien, „daß ich Witwe bin, ehe ich verheiratet war. John ist tot!"

„Tot! tot!" sagte der alte Mann und drückte die Hand an seine Stirn, während er sich wie schwindelnd umdrehte, „John tot!"

„Lies diesen Brief!" sagte Bessie und händigte ihm Frank Müllers Botschaft ein.

Der alte Mann nahm und las ihn. Seine Hand zitterte so, daß es lange währte, bis er zu Ende kam.

„Guter Gott!" sagte er endlich, „welch ein Schlag!

Meine arme Bessie," und er schloß sie in seine Arme und küßte sie. Plötzlich kam ihm ein Gedanke. „Vielleicht ist dies nur eine von Frank Müllers Lügen," sagte er, „oder vielleicht hat er sich getäuscht."

Aber Bessie gab keine Antwort. Für den Augenblick hatte sie die Hoffnung gänzlich verlassen.

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Frank Müllers Vertrauter.

Die Darlegung der widersprechenden Elemente, aus denen ein Charakter wie der Frank Müllers besteht, kann hier, so interessant sie auch sein würde, nicht im einzelnen versucht werden. Ein solcher Charakter in voller Entwickelung ist in einem hoch civilisierten Land glücklicherweise eine Unmöglichkeit. Die lähmende Wucht des Gesetzes schon würde ihn in die Reihen der großen Masse zurückdrängen. Der richtige Platz für einen Mann wie Frank Müller ist da, wo Civilisation und Barbarei zusammenfließen. Zu civilisiert, um die elementaren Tugenden zu besitzen, die die Natur als angeborene Gabe in den Menschen legt, und zu barbarisch, um den feineren Schranken der gebildeten Gesellschaft unterworfen zu sein, ist er stark in der Stärke beider und schwach in ihrer Schwäche. Beseelt von dem Geist der Barbarei, dem Aberglauben und des Geistes der Civilisation, der Barmherzigkeit fast gänzlich bar, steht er an der Grenze beider und trotzt beiden, als das schrecklichste moralische Schauspiel, das der Welt geboten werden kann.

So sehen wir ihn, sein schwarzes Herz von Angst und Furcht erfüllt, von dem Schauplatz des mitternächtlichen Todes und Mordes, den auszusinnen und auszuführen er sich nicht gescheut hatte, auf seinem schwarzen Roß fortstürmen. Der Sturm geleitet ihn auf dem eiligen Ritt wie ein schwarzer Gedanke, der auf den Schwingen

der Nacht dahineilt. Er glaubt nicht an einen Gott, und doch gewinnt diese furchtbare Angst, die in seinem Inneren pilzartig aus einem Tropfen Blut aufgegangen ist, feste Form und Gestalt und scheint laut zu rufen: „Ich bin der Bote des rächenden Gottes!“ Er blickt auf. Hoch oben in dem Schoße des Gewitters schreibt der Blitz jenen schrecklichen Namen und wieder und wieder verkündet ihn der Donner in lauten, Mark und Bein erschütternden Tönen. Er schließt seine geblendeten Augen, aber selbst der gleichmäßig fallende Hufschlag seines Pferdes klingt: „Es lebt ein Gott! es lebt ein Gott!“

Und so eilt er weiter durch Nacht und Sturm und flieht vor dem, was kein Mensch hinter sich lassen kann.

Es war kurz vor Mitternacht, als Frank Müller vor einer elenden Lehmhütte, die einsam an das Ufer des Vaals geklebt und an ihrer Rückseite von einem ebenso elenden Schuppen begrenzt war, sein Pferd anhielt. Der Ort war still wie das Grab; nicht einmal ein Hund schlug an.

„Wenn dies Vieh von einem Kaffern nicht hier ist,“ sagte er laut, „laß ich ihn zu Tode peitschen. Hendrik! Hendrik!“

Bei seinem Ruf erhob sich direkt vor seinen Füßen eine Gestalt, vor der das müde Pferd so heftig zurückfuhr, daß es seinen Reiter fast abgeworfen hätte.

„Was in des Teufels Namen bist du?“ kreischte Frank, dessen Nerven nicht in der Verfassung waren, neue Schrecken auszuhalten.

„Ich bin es, Baas,“ sagte die Gestalt und warf gleichzeitig eine graue Decke ab, in die sie eingewickelt war, und enthüllte das schurkische Gesicht des Zauberarztes, der den Brief zu Bessie gebracht und seit Jahren Frank Müllers Leibdiener gewesen war, dem er wie ein Schatten überall hin folgte.

„Sei verdammt! du Hund! Was soll das heißen, daß du dich so versteckst? Das ist wieder einer deiner höllischen Streiche; nimm dich in acht —“ dabei klopfte er auf seinen Pistolenhalfter — „oder ich werde dir und deinen Zaubereien eines Tages ein gemeinsames Ende bereiten!“

„Es thut mir sehr leid, Baas," sagte der Mann weinerlich, „aber schon vor einer halben Stunde hörte ich Sie kommen. Ich weiß nicht, was das heute nacht mit der Luft ist, aber es klang gerade, als ob zwanzig Reiter hinter Ihnen drein galoppierten. Ich konnte sie alle ganz deutlich hören; zuerst den großen Rappen und dann alle, die dahinter kamen, gerade als ob sie Sie jagen wollten; und so kam ich heraus und legte mich nieder, um zu lauschen, und erst als Sie ganz nahe waren, hielten die übrigen, einer nach dem andern an. Vielleicht waren es Teufel, die hinter Ihnen drein galoppierten."

„Verfluchter Hund, laß das Hexenmeistergeschwätz," sagte Müller und seine Zähne klapperten vor Angst und Aufregung. „Nimm das Pferd und putze und füttere es; es ist weit gelaufen und bei Tagesanbruch machen wir uns auf den Weg. Halt, sag mir, wo die Lichter und der Brandy sind. Wenn du den Brandy getrunken hast, peitsche ich dich durch."

„Sie liegen auf dem Bort links, wenn man hineinkommt, Baas, und auch Fleisch und Brot liegt dort."

Müller schwang sich aus dem Sattel und trat in die Hütte, indem er die Thüre mit einem Tritt aufstieß. Er fand die Schachtel mit Streichhölzern und nach einem oder zwei vergeblichen Versuchen — an deren Mißlingen hauptsächlich seine zitternde Hand schuld war — gelang es ihm, Feuer zu machen und ein gewöhnliches Licht, wie die Boeren sie aus Hammeltalg anfertigen, anzuzünden. Neben der Kerze war eine zu zwei Dritteln volle Flasche mit Persiko, ein zinnernes Trinkgefäß und ein Krug mit Flußwasser. Er goß den Becher halb voll mit Persiko, fügte ein wenig Wasser hinzu und trank die Mischung aus. Dann nahm er Fleisch und Brot von dem nämlichen Bort, schnitt sich mit seinem Messer von jedem ein Stück ab und versuchte zu essen. Aber es wollte mit dem Essen nicht recht gehen, und bald gab er den Versuch auf und stärkte sich statt dessen mit Brandy.

„Bah!" sagte er, „der Stoff brennt wie das Höllenfeuer," hierauf füllte er seine Pfeife und begann zu rauchen.

Dann kam Hendrik herein, um zu melden, daß das Pferd gut fresse, und wollte eben wieder hinausgehen, als ihm sein Herr bedeutete dazubleiben. Der Mann war überrascht, denn Müller liebte seine Gesellschaft im allgemeinen nicht und suchte sie nur, wenn er ihn zu Rate ziehen oder eine Probe seiner vorgeblichen Weissagungskunst haben wollte. Doch in jenem Augenblick wäre Müller an der Gesellschaft eines Hundes froh gewesen. Die Ereignisse dieser Nacht hatten den fürchterlichen Mann, der im Laster aufgewachsen war, auf den Standpunkt eines Kindes zurückgeschreckt, das sich im Dunkeln fürchtet. Eine Weile lang saß er schweigend da, und der Kaffer kauerte zu seinen Füßen an der Erde. Plötzlich bekamen jedoch die Geister des starken Schnapses Macht über ihn und er begann unvorsichtiger zu reden als sonst, selbst mit seinem schwarzen „Vertrauten" Hendrik, seine Gewohnheit war.

„Wie lange bist du hier gewesen?" fragte er seinen Wirt.

„Etwa vier Tage, Baas."

„Hast du meinen Brief nach Oom Crofts Haus gebracht?"

„Ja, Baas, ich habe ihn der Missie gegeben."

„Was that sie dann?"

„Sie las ihn und stand dann so da und hielt sich an dem Pfosten der Veranda fest;" dabei öffnete er seinen Mund und zwängte sein abschreckendes Gesicht in eine entsetzliche Nachahmung von Bessies kummervollem Antlitz, wobei er einen der Pfosten faßte, die die Hütte stützten, um die Vorstellung noch anschaulicher zu machen.

„So glaubte sie es also?"

„Gewiß."

„Und was that sie dann?"

„Sie hetzte den Hund auf mich. Sehen Sie hier! und hier! und hier!" und er deutete auf die halbgeheilten Wunden, die Stomps scharfe Zähne zurückgelassen hatten.

Müller lachte ein wenig. „Ich hätte zusehen mögen, wie er dir mitgespielt hat, du schwarzer Schelm; es zeigt, daß sie Temperament hat. Vermutlich bist du ärgerlich und möchtest eine kleine Rache haben?"

„Gewiß.“

„Nun, wer weiß? Vielleicht kann dazu Rat werden. Wir gehen morgen hin.“

„So, Baas! Ich wußte dies, ehe Sie mir es sagten.“

„Wir gehen hin und nehmen das Gut in Besitz und stellen Oom Silas vor ein Kriegsgericht, weil er die englische Flagge aufgezogen hat, und wenn er schuldig gesprochen wird, erschießen wir ihn, Hendrik!“

„So, Baas,“ sagte der Kaffer, vergnügt seine Hände reibend, „aber wird er schuldig gesprochen werden?“

„Ich weiß es nicht,“ murmelte der weiße Mann, seinen goldenen Bart streichelnd, „das wird davon abhängen, was Missie zu sagen hat, und von dem Urteil des Gerichtes,“ fügte er nachträglich hinzu.

„Von dem Urteil des Gerichtes, haha!“ kicherte sein niederträchtiger Trabant. „Von dem Urteil des Gerichtes, ja! ja! und der Baas wird Präsident sein, haha! Man braucht kein Zauberer zu sein, um dies Urteil erraten zu können! Und wenn das Gericht Oom Silas schuldig spricht, wer wird dann das Erschießen besorgen?“

„Daran habe ich noch nicht gedacht; dazu ist die Zeit noch nicht gekommen. Es liegt auch nichts daran, jeder kann den Urteilsspruch vollziehen.“

„Baas,“ sagte der Kaffer, „ich habe um wenig Lohn viel für Sie gethan. Ich habe häßliche Dinge verrichtet. Ich habe ‚Zeichen gedeutet‘ und Arzneien gebraut und Eure Feinde ausgerochen. Wollen Sie mir eine Gunst bewilligen? Darf ich Oom Croft erschießen, wenn das Gericht ihn schuldig spricht? Es ist nicht viel verlangt, Baas! Ich bin ein kluger Zauberer und verdiene meinen Lohn.“

„Warum willst du ihn durchaus erschießen?“

„Er hat mich einmal gepeitscht, weil ich ein Zauberdoktor bin, und hat mich am andern Tag fortgejagt. Außerdem ist es hübsch, einen weißen Mann zu erschießen. Lieber wäre es mir,“ fuhr er laut schmatzend fort, „wenn es Missie wäre, die den Hund auf mich gehetzt hat. Ich wollte —“

Im nächsten Augenblick hatte Frank Müller den erstaunten Schurken beim Kragen gefaßt und trat und schüttelte ihn, als ob er nur eine Puppe wäre. Die rohe Rede über Bessie hatte alles, was an Menschlichkeit in ihm war, empört, und wie groß auch seine eigne Schlechtigkeit sein mochte, er war in das Mädchen zu toll verliebt, um ihren Namen von einem Menschen in den Mund nehmen zu lassen, den er, trotz aller Achtung vor seinen Zauberkünsten, niederer taxierte als einen Hund. Mit seinen aufs äußerste angespannten Nerven und in seinem angetrunkenen Zustand war Frank Müller ein Mensch, mit dem nicht besser zu spaßen war, als mit einem wütenden Stier.

„Du schwarzes Vieh!" brüllte er, „wenn du es noch einmal wagst, ihren Namen in dieser Weise in den Mund zu nehmen, so schlage ich dich trotz all deinen Zauberkünsten tot," und er schleuderte ihn mit solcher Gewalt gegen die Wand, daß die ganze Hütte erbebte. Der Mann stürzte nieder, stöhnte einen Augenblick und kroch dann auf Händen und Füßen hinaus.

Müller saß zürnend da und beobachtete unter seinen zusammengezogenen Brauen hervor seinen Rückzug. Als er draußen war, stand er auf, befestigte die Thüre und brach dann plötzlich in Thränen aus — wahrscheinlich die Folge der vereinigten Wirkung des Trinkens, der gemütlichen und körperlichen Ueberanstrengung und der nimmer ruhenden Leidenschaft (Liebe kann man dies doch kaum mehr nennen), die an seinem Herzen nagte wie ein Wurm, der nimmermehr stirbt.

„O Bessie, Bessie," stöhnte er, „ich habe dies alles für dich gethan. Du kannst mir doch sicher nicht zürnen, wenn ich sie alle für dich gemordet habe? O mein Liebling, mein Liebling! Wenn du nur wüßtest, wie ich dich liebe! Ach, mein Liebling, mein Liebling!" Und in einem verzweifelten Ausbruch der Leidenschaft warf er sich auf die Pritsche in einer Ecke des Zimmers und schluchzte sich selbst in Schlaf.

Frank Müllers Schandthaten machten ihn jedenfalls nicht glücklicher, denn um sich seiner Schurkereien zu freuen,

muß ein Mann nicht nur kein Gewissen, er darf auch keine Leidenschaft haben. Nun wurde Frank Müller von einem sehr wirksamen Ersatz für das erstere, vom Aberglauben gequält, und sein Leben wurde buchstäblich überschattet von der letzteren, denn die Schönheit des Mädchens besaß die Macht, seine wildesten Stimmungen zu beherrschen und ihm Qualen aufzuerlegen, die sie selbst nicht im stande war, auch nur zu ahnen.

Beim ersten Tagesgrauen kroch Hendrik demütig in die Hütte und weckte seinen Gebieter, und eine halbe Stunde später waren sie über dem Vaal und auf dem Weg nach Wakkerstroom.

Als es heller wurde, erwachten auch Frank Müllers Lebensgeister wieder, und als die rote Sonne emporstieg und die Schatten verscheuchte, war es ihm zu Mute, als ob auch die ganze Last von Schuld und Angst, die ihm das Herz bedrückt hatte, verschwunden wäre. Er sah nun ein, daß es ein bloßer Zufall war, daß die beiden Boeren vom Blitz erschlagen worden — ein glücklicher Zufall, in der That; denn wäre dies nicht geschehen, so hätte er selbst sie umbringen müssen, wenn er die Vollmacht auf keine andre Weise hätte zurückerhalten können. Er hatte jenes Papier nun allerdings vergessen, aber er überlegte sich, daß auch nichts mehr darauf ankomme. Es war nicht wahrscheinlich, daß die Körper der beiden Männer und ihrer Pferde unter der einsamen Felsenbank dort gefunden wurden — jedenfalls nicht, ehe die Aasvögel sie rein abgepickt hatten — diese waren nun sicherlich schon an der Arbeit. Und sollten sie sogar gefunden werden, so war es doch wahrscheinlich, daß das Blatt Papier, wenn es nicht vom Sturm entführt worden, doch so verwaschen war, daß man es nicht mehr lesen konnte. Im allerschlimmsten Falle konnte ihm Hendrik leicht sein Alibi bezeugen. Hendrik war doch ein brauchbarer Mann. Und außerdem, wer würde glauben, daß es ein Mord gewesen? Zwei Männer hatten einen Engländer an den Fluß geleitet; auf irgend eine Weise waren sie mit ihm in Streit geraten; er hatte auf sie geschossen; sie hatten ihn und seine Gefährtin erschossen, daraufhin waren die erschreckten

Pferde in den Fluß gelaufen, hatten den Wagen umgeworfen und damit war die Sache erledigt. Er sah nun ein, wie gut sich alles für ihn gestaltet hatte. Er stand wirklich über jedem Verdacht.

Dann gedachte er der Früchte seiner ehrlichen Arbeit, das aufsteigende Blut durchglühte seine Wangen und seine Augen blitzten in Jugendfeuer. In zwei Tagen, in höchstens achtundvierzig Stunden mußte Bessie in seinen Armen liegen. Nun konnte er keinen Mißerfolg mehr haben; er war unumschränkter Gebieter in Mooifontein. Außerdem hatte ihm Hendrik schon lange vorher seine Zeichen gedeutet.*) Mooifontein sollte morgen nötigenfalls gestürmt und Oom Silas Croft und Bessie gefangen genommen werden, und dann mußte er schon, wo er die Schrauben anzusetzen hatte. Was er in der vergangenen Nacht vom Erschießen gesprochen, war keine müßige Drohung gewesen. Sie sollte ihm nachgeben, oder der alte Mann mußte sterben, und dann würde er sie mit Gewalt nehmen. Irgend welche unangenehmen gesetzliche Folgen konnten nun für ihn nicht mehr entstehen, da ja die englische Regierung im Begriff war, sich zu ergeben. Einen rebellischen Engländer erschossen zu haben, würde ihm vielmehr als ein Verdienst angerechnet werden.

Ja, jetzt ging alles vollends ganz glatt. Wie lange hatte er gebraucht, um sie zu gewinnen? — Drei Jahre. Er liebte sie schon drei Jahre lang. Wohl, nun sollte er seine Belohnung haben; und war dann sein Gemüt, soweit es seine Leidenschaft betraf, zur Ruhe gekommen, so würde er sich ganz jenen weit aussehenden ehrgeizigen Plänen zuwenden, die in etwas gipfelten, das einem Throne glich.

---

*) Es ist keine Seltenheit in Südafrika, daß auch die weißen Männer mehr oder weniger an die Zauberkraft der Eingeborenen glauben und im Falle der Not, besonders wenn sie einen verlorenen Gegenstand wieder zu finden wünschen, nicht zögern, sich selbst an die Zauberdoktoren zu wenden, obgleich das Gesetz ein derartiges Vorgehen verbietet. Anm. d. Uebers.

Siebenundzwanzigstes Kapitel

Silas wird überzeugt.

Anfangs war Bessie durch den Schlag, der sie getroffen, ganz niedergeschmettert und vernichtet gewesen, aber im Laufe der Zeit lebte sie wieder ein wenig auf, denn sie besaß eine sanguinische Natur und viel Spannkraft. In manche Seele dringt der Kummer wie das Wasser in einen Schwamm und drückt sie zu Boden — fast bis ins Grab hinab. An andern läuft er ab wie Wasser von Marmor. Bessie gehörte weder zu der einen noch zu der andern Klasse; sie war eher eine Mischung von beiden — ein gesundes Weib mit glücklichem Gemüt und voll Schönheit und Kraft, dazu geschaffen, im Sonnenschein zu blühen, und nicht dazu, im Schatten eines alten Kummers langsam hinzuwelken. Frauen ihrer Art sterben nicht an gebrochenem Herzen oder verdammen sich zu lebenslänglichem Cölibat als Opfer für den Schatten des Geschiedenen. Wenn der Erste ihnen unglücklicherweise entrissen wird, so vergießen sie, für gewöhnlich, viele Thränen und empfinden großen Schmerz, aber nach einer anständigen Zwischenpause wenden sie sich vernünftigerweise dem Zweiten zu.

Noch war es eine sehr blasse, ruhige Bessie, die nach dem Besuch des einäugigen Kaffern im Hause herumging. All ihre Reizbarkeit war von ihr gewichen; sie sprang ihrem Onkel nicht mehr an die Kehle, weil er John nach Pretoria geschickt hatte. Ja, als er sich am Abend des Tages, an dem die Trauerkunde gekommen war, in ihrer Gegenwart bittre Vorwürfe darüber machte, ihren Geliebten fortgeschickt zu haben, tröstete sie ihn sogar.

„Es war der Wille Gottes, Onkel,“ sagte sie ruhig, „du hast nur gethan, was bestimmt war, daß du thun solltest.“ Und dann kam sie und legte ihr sonniges Köpfchen auf des alten Mannes Schulter und weinte ein wenig und sagte, sie beide wären nun allein miteinander in der Welt, und er tröstete sie so gut er konnte. Es war eine merkwürdige

Erscheinung, daß keins der beiden viel an Jeß dachte, wenn sie davon sprachen, daß sie nun ganz allein seien. Jeß war ein Rätsel, das selbst ihnen ferne stand. Solange sie dagewesen, hatte man sie geliebt und ungehindert ihre eignen Wege gehen lassen, nun sie aber fort war, schien sie in nebelhafter Ferne zu entschwinden; eine Mauer schien sich zwischen ihr und ihren Angehörigen aufzutürmen. Natürlich hatten beide sie sehr lieb, aber einfache Menschen sind geneigt, unwillkürlich vor dem zurückzuschrecken, was sie nicht verstehen, und diese beiden machten keine Ausnahme hiervon. So war zum Beispiel Bessies Zuneigung zu Jeß ein armseliges Gefühl im Vergleich zu der tiefen, selbstaufopferungsfähigen, wenn auch oft verborgenen Liebe, mit der sie von ihrer Schwester überschüttet wurde. Sie hatte ihren alten Onkel beinahe lieber als Jeß, und man muß gestehen, daß er dies mit Zinsen zurückgab, und in jenen Tagen schweren Kummers schloßen sie sich fester aneinander als je.

Im Lauf der Zeit begannen beide wieder zu hoffen. Keine weitere Nachricht von Johns Tod erreichte sie. War es, alles in allem, denn nicht immerhin möglich, daß die ganze Geschichte nur eine Erfindung war? Sie wußten, daß Frank Müller nicht der Mann war, zu zögern, wenn es galt, eine Lüge auszusprechen, um einen bestimmten Zweck zu erreichen, und was in diesem Fall sein Zweck war, konnten sie leicht erraten. Für keins von ihnen war seine rasende Leidenschaft für Bessie ein Geheimnis, und es schien ihnen zum mindesten möglich, daß er die Geschichte von Johns Tod erfunden habe, um diese zu fördern. Es war allerdings nicht wahrscheinlich, um so weniger, als er nicht anwesend war, um seine Bewerbung fortzusetzen, aber immerhin war es möglich, und wie grausam auch die Ungewißheit sein mag, so ist sie doch weniger niederschmetternd als die tödliche Last der Gewißheit.

Eines Sonntags — gerade eine Woche, nachdem sie den Brief erhalten — saß Bessie nach Tisch auf der Veranda, als sie mit ihrem scharfen Ohr etwas vernahm, was sie für das Dröhnen groben Geschützes hielt — es schien aus weiter Ferne von dem Drakensberg zu kommen. Sie stand auf,

verließ das Haus und stieg auf den Hügel hinter demselben. Als sie auf der Spitze des Berges angelangt war, blieb sie stehen und betrachtete den majestätischen Gebirgszug. Weit weg, etwas rechts von ihr, erhob sich eine jäh abstürzende Koppe, der Majuba genannt, die gewöhnlich in Wolken gehüllt war. Heute indessen war dort kein Nebel, und es war ihr, als ob die schwachen, rollenden Töne aus der Richtung dieser Koppe herüberkämen. Aber sie konnte nichts sehen; der Berg schien so unbelebt und einsam zu sein, wie an dem Tag, an dem er sich zum erstenmal auf der neugeschaffenen Erde erhoben. Plötzlich verstummten die Töne, und sie ging zurück mit dem Gedanken, sie habe sich vielleicht durch das Echo eines fernen Gewitters täuschen lassen.

Am nächsten Tag hörte sie von den Eingebornen, daß das, was sie gehört, das Dröhnen der Geschütze gewesen war, die die Flucht der englischen Truppen, die jähen Abhänge des Majuba hinab, gedeckt hatten.

Danach sank dem alten Silas der Mut ein wenig. Das Mißgeschick verfolgte die Engländer so anhaltend, daß selbst sein so fester Glaube an die Unbesiegbarkeit der englischen Waffen erschüttert wurde.

„Es ist sehr seltsam, Bessie,“ sagte er, „sehr seltsam, doch es schadet nichts, es muß zuletzt doch recht werden. Unsre Regierung wird nicht nachgeben, wenn sie auch ein paar Schlappen bekommen hat.“

Dann kamen vier lange Wochen der Ungewißheit. Es schwebten viele Gerüchte in der Luft, die meist von den Eingebornen verbreitet wurden, manche auch von durchkommenden Boeren; Silas Croft verweigerte indes allem, was diese erzählten, den Glauben. Doch bald wurde es unzweifelhaft klar, daß zwischen Engländern und Boeren ein Waffenstillstand vereinbart worden war; aber auf welchen Bedingungen derselbe beruhte und zu welchem Zweck er herbeigeführt worden, konnten sie nicht erfahren. Silas Croft glaubte, daß die Boeren, eingeschüchtert durch das Herannahen einer überwältigenden Macht, sich ohne weiteren Kampf unterwerfen wollten, aber Bessie schüttelte den Kopf dazu.

Eines Tages, es war derselbe, an dem John und Jeß Pretoria verlassen hatten — brachte ein Kaffer die Nachricht, daß der Waffenstillstand abgelaufen sei; daß die Engländer zu Tausenden nach dem Nek vorrückten, denselben am Tag darauf nahmen und die Garnison entsetzen würden — eine Neuigkeit, die etwas von dem alten Feuer in Bessies Augen zurückbrachte. Ihr Onkel jubelte laut.

„Endlich wird sich das Blatt wenden, Liebste,“ sagte er, „und nun kommen wir an die Reihe, wozu es aber auch höchste Zeit ist, nach all der Schande, den Verlusten und Sorgen, die wir durchgemacht haben. Wahrhaftig, während der letzten zwei Monate habe ich mich geschämt, ein Engländer zu sein; doch nun ist dies ja alles zu Ende — ich habe ja immer gewußt, daß sie nicht nachgeben und uns im Stich lassen würden,“ und der alte Mann richtete seinen gekrümmten Rücken auf, warf sich in die Brust und sah so stolz und tapfer aus, als ob er erst fünfundzwanzig statt siebzig Jahre alt wäre.

Der Rest dieses Tages und die beiden nächsten Tage verflossen, ohne irgend welche neue Nachrichten zu bringen, aber am drittnächsten Tag, den 23. März, brach der Sturm los.

Gegen elf Uhr vormittags befaßte sich Bessie, wie gewöhnlich, mit ihren Haushaltungsgeschäften, oder hatte dieselben vielmehr soeben beendigt. Ihr Onkel war gerade von dem Gang über die Farm zurückgekommen, den er täglich nach dem Frühstück zu machen pflegte, und stand, seinen Filzhut in einer, ein rotes Taschentuch, mit dem er seinen kahlen Kopf polierte, in der andern Hand, im Wohnzimmer und plauderte durch die offne Thüre mit Bessie.

„Keine Nachricht vom Vormarsch, liebe Bessie?“

„Nein, Onkel,“ antwortete sie seufzend, und ihre blauen Augen füllten sich mit Thränen, denn sie dachte an einen, von dem auch keine Nachricht kam.

„Nun, es thut nichts. Zu solchen Dingen braucht man Zeit, besonders mit unsern Soldaten, die sich so langsam weiter bewegen. Wahrscheinlich hat es einen Aufenthalt gegeben, weil sie auf Gewehre oder Munition oder sonst

dergleichen warteten. Sicherlich werden wir noch heute abend etwas hören — —"

So weit hatte er gesprochen, als plötzlich Jantjés Gestalt sichtbar wurde, der in äußerstem Schrecken und Entsetzen die Allee heraufgeflogen kam.

„De Booren, Baas, de Booren!" rief er. „Die Boeren kommen mit einem großen Ochsenwagen, zwanzig oder mehr, und Frank Müller ist an ihrer Spitze auf seinem Rappen, und Hans Coetzee und der Hexenmeister mit dem einen Auge. Ich war am Ende der Allee hinter einem Baum versteckt und sah sie über die Anhöhe kommen. Sie wollen das Gut nehmen," und ohne eine weitere Erklärung zu geben oder abzuwarten, glitt er durch das Haus und brachte sich irgendwo im Hintergrund in Sicherheit, denn Jantjé war, wie alle Hottentotten, ein jämmerlicher Feigling.

Der alte Mann hörte auf seinen Kopf zu reiben und starrte Bessie an, die bleich und zitternd auf der Schwelle stand. In diesem Augenblick vernahm man das Trampeln eiliger Füße draußen auf dem Fahrweg, und Silas trat ans Fenster und sah hinaus. Der Lärm rührte von einem halben Dutzend Kaffern her, die auf dem Gut beschäftigt waren und nun, sobald sie der Boeren ansichtig geworden, nichts Eiligeres zu thun hatten, als ihre Arbeitsgeräte wegzuwerfen und in die Berge zu fliehen. In dem Augenblick, in dem sie vorübereilten, wurde von der Allee her ein Schuß abgegeben, und der letzte der Kaffern, ein Bursche von vielleicht zwölf Jahren, warf plötzlich die Arme in die Höhe und stürzte, von einer Kugel zwischen die Schulterblätter getroffen, auf sein Gesicht.

Bessie vernahm den Ruf: „ein guter Schuß, ein guter Schuß!" und das rohe Gelächter, das den Fall des Knaben begleitete, und den Hufschlag der Rosse, als sie den Weg heraufkamen.

„Ach, Onkel!" sagte sie, „was sollen wir thun?"

Der alte Mann antwortete nicht sofort, er schritt auf ein Gestell an der Wand zu und nahm eine Flinte herab; dann setzte er sich der auf die Veranda gehenden

Glasthüre gegenüber in einen hölzernen Armsessel und winkte sie zu sich heran.

„Wir wollen sie so erwarten," sagte er, „sie sollen sehen, daß wir uns nicht vor ihnen fürchten. Sei nicht ängstlich, Kind, sie werden es nicht wagen, uns ein Leid zuzufügen, denn sie scheuen die Folgen, die es hat, sich an Engländern zu vergreifen."

Kaum hatte er die Worte gesprochen, als die Reiter dem Fenster gegenüber erschienen; wie Jantjé gesagt, waren sie von Frank Müller auf seinem Rappen befehligt, der von Hans Coetzee auf dem fetten Pony und dem schurkigen Hendrik, der eine unbeschreibliche Art von Tier ritt, begleitet wurde; Hendrik trug außer einer Flinte auch noch ein Assegai in der Hand. Hinter diesen Dreien folgte eine Truppe von fünfzehn oder sechzehn bewaffneten Männern, unter welchen Silas Croft die meisten seiner Nachbarn erkannte, mit denen er seit Jahren in Frieden und Freundschaft zusammen gelebt hatte.

Dem Hause gegenüber machten sie Halt und begannen sich umzuschauen; in das Zimmer konnten sie wegen der glänzenden Helle draußen und der Dämmerung, die drinnen herrschte, nicht hineinsehen.

„Wahrscheinlich werden Sie die Vögel ausgeflogen finden, Neef," sagte die fette Stimme Hans Coetzees, „sie werden Nachricht erhalten haben, daß Sie ihnen einen kleinen Besuch abstatten wollen."

„Sie können nicht weit sein," antwortete Müller, „ich habe sie beobachten lassen und weiß, daß sie die Farm nicht verlassen haben. Steigen Sie ab, Oom, und sehen Sie im Hause nach, und du ebenfalls, Hendrik!"

Der Kaffer gehorchte mit Freudigkeit und plumpste mit der Anmut eines Kohlensackes aus seinem Sattel, aber der Boer zögerte.

„Oom Silas ist ein hitziger Mann," wagte er einzuwenden, „er könnte schießen, wenn er mich in seinem Hause herumspionieren sähe."

„Keine Widerrede!" donnerte Müller, „steigen Sie ab und thun Sie, was ich Sie heiße!"

„Ach, was für ein Teufel von einem Mann!“ murmelte der unglückliche Hans, als er eiligst gehorchte.

Unterdessen war der einäugige Hendrik schon auf die Veranda geklettert und guckte durch die Fenster.

„Hier sind Sie, Baas,“ rief er, „hier sind sie! der alte Hahn und auch das Hühnchen!“ und er versetzte der Glasthüre einen Tritt und diese, die unverschlossen gewesen, fuhr weit auf und gab den alten Mann ihren Blicken preis, der die Flinte auf dem Knie, seine goldhaarige Nichte, die neben ihm stand, an der Hand haltend, in seinem Armsessel saß. Frank Müller saß ab und kam auf die Veranda, während sich ein Dutzend seiner Begleiter hinter ihm drein drängte.

„Was wollen Sie, Frank Müller, und warum kommen Sie mit all diesen bewaffneten Männern in mein Haus?“ fragte Silas Croft von seinem Sessel aus.

„Ich fordere Sie auf, Silas Croft, sich zu ergeben und dem Gericht zu stellen, vor dem Sie sich gegen die Anklage des Landesverrates und der Empörung gegen die Republik verteidigen sollen,“ war die Antwort. „Ich bedaure tief,“ setzte er mit einer Verbeugung gegen Bessie, auf der seine Augen die ganze Zeit geruht hatten, hinzu, „mich genötigt zu sehen, Sie in Anwesenheit einer Dame gefangen zu nehmen, aber meine Pflicht läßt mir keine Wahl.“

„Ich verstehe Sie nicht. Ich bin Engländer und Unterthan der Königin Viktoria,“ entgegnete der alte Mann. „Wie kann ich mich also gegen die Republik empört haben? Ich bin Engländer, sage ich,“ fuhr er mit steigendem Zorne fort und ließ seine mächtige Stimme so kräftig erklingen, daß jeder der Boeren in und außer dem Zimmer ihn vernahm, „ich bin Engländer und erkenne die Autorität keiner Republik an. Dies ist mein Haus und ich befehle Ihnen, es sofort zu verlassen. Ich verlange mein Recht als Engländer — —“

„Hier,“ unterbrach ihn Müller gelassen, „haben die Engländer keine Rechte als die, welche wir ihnen zu gewähren für gut halten.“

„Erschießt ihn!“ rief eine Stimme.

„Macht's ihm, wie es Van der Linden dem Beskes in Potchefstroom gemacht hat!" schrie ein andrer.

„Ja, laßt ihn dieselbe Pille schlucken, die wir Doktor Barber eingegeben haben," schlug ein dritter vor.

„Silas Croft, wollen Sie sich ergeben?" fragte Müller im selben kalten Ton.

„Nein!" donnerte der alte Mann in seinem englischen Stolz. „Ich ergebe mich keinen Rebellen, die gegen die Königin in Waffen stehen, und werde den Ersten erschießen, der es wagen sollte, Hand an mich zu legen!" und er stand auf und erhob seine Flinte.

„Soll ich ihn erschießen, Baas? — soll ich ihn erschießen?" fragte der einäugige Hendrik und schnalzte bei diesem Gedanken freudig mit den Lippen und spielte mit dem rostigen Hahnen der alten Vogelflinte, die er trug.

Statt jeder andern Antwort schlug ihm Müller mit dem Rücken seiner Hand ins Gesicht.

„Hans Coetzee," sagte er, „treten Sie vor und verhaften Sie diesen Mann."

Der arme Hans zögerte und zwar aus begreiflichen Gründen; da die Natur ihn nicht mit einem großen Quantum persönlichen Mutes begabt hatte, wurde ihm beim Anblick seines Nachbars Gewehrmündung ganz elend zu Mute, so daß er zögerte und anfing, Entschuldigungen zu stammeln.

„Wollen Sie gehorchen, Oom, oder muß ich Sie dem General als englisch gesinnt anzeigen?" fragte Müller boshaft, denn des alten Burschen Schwäche und Feigheit waren ihm wohl bekannt, und er trieb seinen Spaß damit.

„Ich gehe ja, Neef, natürlich gehe ich — Sie müssen mir's schon zu gute halten — eine leichte Schwäche, wohl eine Folge der Hitze, überkam mich eben," stotterte Hans. „O ja, ich verhafte den Rebellen, vielleicht wäre einer dieser jungen Leute so freundlich, seine Aufmerksamkeit nach einer andern Seite hin abzulenken, denn er ist ein hitziger Mann — ich kenne ihn schon seit lange — und Sie wissen, lieber Oom, ein hitziger Mann mit einer Flinte —"

„Wird's bald?" fragte sein fürchterlicher Gebieter noch einmal.

„O ja! ja, ganz gewiß! Lieber Dom Silas, bitte legen Sie die Flinte weg — sie ist so gefährlich. Stehen Sie nicht dort wie ein wilder Ochse, sondern kommen Sie und fügen Sie sich willig unter das Joch. Sie sind alt, Dom Silas, und ich möchte Sie nicht gerne verletzen. Kommen Sie nun, kommen Sie," und er streckte die Hand nach ihm aus, als wäre er ein scheues Pferd, das er an sich locken wollte.

„Hans Coetzee, Verräter und Lügner, der Sie sind!" entgegnete der alte Mann, „wenn Sie mir auch nur einen Schritt näher kommen, so jage ich Ihnen, bei Gott, eine Kugel durch den Leib!"

„Mach zu, Hans; wirf ihm einen Riemen über den Kopf; faß ihn am Schwanz; schlag ihn nieder; wirf den alten Bullen auf den Rücken!" schrieen die Spötter vom Fenster her, wobei sie aber wohl Sorge trugen, sich nach rechts und links zu drücken, um für die erwartete Kugel Platz zu machen.

Hans brach thatsächlich in Thränen aus, und Müller, der einzige, der fest auf seinem Platz stand, faßte ihn am Arm und schleuderte ihn mit aller Macht auf Silas zu.

Aus guten Gründen wollte er, daß der letztere einen von ihnen erschießen solle, und er hatte Hans Coetzee, den er haßte und verachtete, zum Opfer erkoren.

Die Flinte flog in die Höhe, doch in demselben Augenblick griff die bestürzte Bessie, die wußte, daß Blutvergießen die Sache nur verschlimmern konnte, danach. Obgleich sie dadurch losging, hatte Bessie ihres Onkels Arm so erschüttert, daß die Kugel Hans Coetzee nicht tötete, wie sie es andernfalls unzweifelhaft gethan hätte, sondern ihm nur das Ohr streifte und dann zu dem offnen Fenster hinausfuhr. In einem Augenblick war das Zimmer voll Rauch. Hans Coetzee fuhr mit der Hand nach seinem Kopf und fing aus Schmerz und Angst laut zu heulen an. Während der Verwirrung, die nun entstand, stürzten sich drei oder vier Mann, von dem Kaffer Hendrik angeführt, in das Zimmer und sprangen

auf Silas Croft los, der an die Wand gelehnt dastand und seine Flinte, die er mit beiden Händen umfaßt hatte, hoch über sein Haupt emporhielt.

Als die Angreifer in seine Nähe kamen, zögerten sie, denn alt und gebeugt wie er war, sah er doch aus, als sei er zum äußersten entschlossen; wie ein verwundeter Löwe stand er da und schwang den Flintenkolben um seinen Kopf. Nun schlug einer der Männer nach ihm, traf ihn aber nicht, und ehe er sich hatte zurückziehen können, sauste Crofts Flintenkolben auf ihn hernieder, so daß er niederstürzte wie ein Ochse unter dem Beil. Sie umschlossen ihn nun enger, aber er hielt sie eine Weile von sich ab und schlug einen zweiten nieder. Doch währenddem gelang es dem Zauberdoktor, der auf eine passende Gelegenheit gelauert hatte, Silas' kahlen Kopf mit dem Lauf seiner Vogelflinte so zu treffen, daß er zu Boden stürzte; zum Glück war der Schlag nicht sehr heftig gewesen, sonst hätte er ihm die Hirnschale zertrümmert; so verursachte er nur eine Wunde und warf ihn nieder. Als nun die Menge sah, daß er wehrlos war, fielen sie, mit Ausnahme Frank Müllers, der alles beobachtete, sämtlich über ihn her und hätten ihn auch sicher totgeschlagen, wenn sich nicht Bessie mit einem Schrei über ihn geworfen und mit ihren Armen umschlungen hätte.

Nun schritt Frank Müller ein, aus Angst, sie könne verletzt werden; mit einem Fluch sprang er zwischen die Streitenden und schleuderte sie, von seiner großen Stärke Gebrauch machend, wie Kegel die einen hier-, die andern dorthin und brachte schließlich auch Silas wieder auf die Füße.

„Kommt!" schrie er, „bringt ihn hinaus;" und demgemäß wurde der arme alte Mann, dessen langes, weißes Haar von Blut gerötet war, unter Spott und Hohn und Verwünschungen auf die Veranda gestoßen und geschleppt, dann von hier auf den Fahrweg gezerrt, wo er über die Leiche des ermordeten Kaffernknaben fiel, und so fort bis auf den offnen Platz bei dem Flaggenstock, auf welchem die englische Flagge, die er vor zwei Monaten aufgezogen hatte, noch

immer tapfer im Winde wehte. Erschöpft sank er hier ins Gras und bat, seinen Rücken an den Flaggenstock gelehnt, mit schwacher Stimme um etwas Wasser. Bessie, die bitterlich weinte, und deren Herz vor Angst und Entrüstung zu zerspringen drohte, bahnte sich ihren Weg durch die Männer, lief nach dem Hause und holte ein Glas Wasser. Eine der Bestien versuchte, es ihr aus der Hand zu schlagen, doch es gelang ihr, ihm auszuweichen und es ihrem Onkel zu geben, der es gierig austrank.

„Danke schön, Liebe, danke schön," sagte er; „ängstige dich nicht, ich bin nicht schwer verletzt. Ah! wäre John hier gewesen, und wären wir nur eine Stunde vorher benachrichtigt worden, wir hätten das Haus gegen sie alle gehalten."

Unterdessen war es einem der Boeren, der auf die Schultern eines andern gestiegen war, gelungen, das Seil zu erreichen, an dem die Fahne aufgezogen war, und sie herabzureißen; dann kehrten sie die Flagge um und hißten sie auf Halbmast, wobei sie die Republik hoch leben ließen.

„Vielleicht weiß Oom Silas noch gar nicht einmal, daß wir jetzt wieder eine Republik haben," sagte einer der Männer spöttisch.

„Was versteht Ihr denn unter einer Republik?" fragte der alte Mann. „Transvaal ist eine englische Kolonie."

Lautes Hohngelächter beantwortete diese Rede. „Die englische Regierung hat sich unterworfen," sagte der nämliche Mann; „sie hat auf das Land verzichtet, und die Engländer müssen es innerhalb sechs Monaten verlassen."

„Das ist eine Lüge!" schrie der alte Silas aufspringend, „eine freche Lüge! Wer immer zu behaupten wagt, England habe das Land ein paar tausend Troßbuben wie euch überlassen und seine Unterthanen und die Gutgesinnten und die Eingebornen euch aufgeopfert, der ist ein Lügner — ein teuflischer Lügner!"

Auf diesen Ausbruch folgte erneutes Hohngeschrei, und als dies nachgelassen, trat Frank Müller vor.

„Es ist keine Lüge, Silas Croft," sagte er, „und nicht

wir, die Boeren, sind die Feiglinge, wir, die wir euch wieder und wieder geschlagen haben, sondern eure Soldaten, die nichts gethan haben, als daß sie davongelaufen sind, und eure Regierung, die dem Beispiel ihrer Soldaten folgt. Sehen sie her“ und damit zog er ein Papier aus der Tasche — „Sie werden die Unterschrift vermutlich kennen, es ist die eines Mitgliedes des Triumvirates. Hören Sie, was er sagt,“ und er las laut:

„Liebster Herr Müller!

Hiermit benachrichtige ich Sie, daß es uns, dank der Stärke unsrer Waffen, mit denen wir um Recht und Freiheit gekämpft haben, und auch dank der Feigheit der englischen Regierung, Generale und Soldaten nach dem Willen des Allmächtigen gelungen ist, heute einen glorreichen Frieden mit dem Feinde zu schließen. Die englische Regierung verzichtet, wenn auch nicht formell, so doch thatsächlich fast auf alles. Die Republik wird wieder errichtet und die Soldaten werden innerhalb sechs Monaten das Land verlassen. Veröffentlichen Sie dies und vergessen Sie nicht, Gott für unsre ruhmreichen Siege zu danken!“

Die Boeren jubelten laut, wozu sie auch allen Grund hatten, und Bessie rang die Hände, während der alte Mann an dem Flaggenstock lehnte und sein mit geronnenem Blut bedecktes Haupt auf die Brust herabsank, als sei er im Begriff, ohnmächtig zu werden. Doch plötzlich erhob er es wieder und brach mit geballten, hoch erhobenen Fäusten in einen solchen Strom von Verwünschungen und Lästerungen aus, daß selbst die Boeren einen Augenblick in bangem Schweigen zurückwichen vor der Gewalt dieser aus der äußersten Demütigung entsprungenen Wut.

Es war ein erschütternder Anblick, zu sehen, wie dieser gute, gottesfürchtige alte Mann mit blutgetränkten weißen Haaren, zerschundenem Gesicht und zerfetzten Kleidern hin und her taumelte und stampfte und seinen Schöpfer und den Tag seiner Geburt verfluchte, und zu hören, wie er gegen seine so heiß geliebte Heimat, den Namen Engländer

und gegen die Regierung, die ihn verraten hatte, Verwünschungen ausstieß, bis endlich die Natur ihr Recht forderte und er im Schatten seiner entehrten Flagge ohnmächtig zusammenbrach.

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Bessie auf der Folter.

Unterdessen spielte sich hinter dem Hause eine andre kleine Tragödie ab. Nachdem der einäugige Zauberdoktor Hendrik Silas Croft niedergeschlagen und bei der angenehmen Operation, ihn nach dem Flaggenstock zu schleppen, redlich mitgeholfen hatte, tauchte in seinem schurkischen Kopf der Gedanke auf, daß dieser Augenblick ganz geeignet sei, sich die allgemeine Verwirrung zu nutze zu machen und zu dem Unglück des Engländers auf eigne Rechnung auch noch ein Scherflein beizutragen. Er schlich sich also in dem Augenblick, in dem Frank Müller die Depesche zu lesen begann, in das nun gänzlich verlassene Haus, um zu sehen, was er etwa stehlen könne. Als er durch das Wohnzimmer ging, eignete er sich Bessies goldne Uhr nebst Kette an, die auf dem Kaminsims lagen, und die ihr Onkel ihr das Jahr vorher zu Weihnachten geschenkt hatte. Nachdem er dies eingesackt, ging er weiter, in die Küche, wo ein hübscher Vorrat silberner Gabeln und Löffel, die Bessie am Morgen emsig geputzt hatte, zum Wegräumen hergerichtet, auf der Anrichte lag. Auch diese ließ er in den geräumigen Taschen seines abgenutzten Soldatenmantels verschwinden, wobei er durch das Bellen des Hundes Stomp, desselben, der ihn einige Wochen vorher gebissen, sehr gestört wurde; der Hund lag gerade vor der Küchenthüre an seiner Hütte, einem alten Weinfaß, angekettet. Hendrik guckte aus dem Fenster, und nachdem er sich versichert hatte, daß der Hund fest lag, beschloß er mit diabolischem Kichern, auch mit diesem armen Tier seine Rechnung auszugleichen. Wohl hatte er seine

Flinte im Gras liegen lassen, aber seinen Assegai trug er noch immer in der Hand, und mit diesem bewaffnet, trat er aus der Küche und befand sich plötzlich nur wenige Fuß vom Hundestall entfernt. Sofort erkannte ihn der Hund und machte die verzweifeltsten Anstrengungen, seine Kette zu zerreißen und an ihn zu gelangen. Einige Zeit blieb er stehen und reizte das Tier durch höhnische Gebärden und warf es mit Steinen, bis er es endlich, aus Angst, der Lärm könne Aufmerksamkeit erregen, rasch mit seinem Speer durchbohrte; dann hockte er sich, in der Meinung, er sei unbeobachtet geblieben, nieder und genoß schnalzend die Wonne, des armen Tieres letzte Zuckungen zu beobachten.

Zufälligerweise war er aber nicht ganz allein, denn an der äußeren Seite der Mauer kroch der Hottentotte Jantjé zwischen Gras und Gesträuchern herum und drückte seinen braunen Leib so dicht an die braunen Steine der Mauer, daß ihn ein ungeübtes Auge auf zwölf Schritte nicht zu erkennen vermocht hätte. Gelegentlich erhob er auch seinen Kopf behutsam über die Mauer und verfolgte aufmerksam das Treiben des einäugigen Mannes; offenbar war er unschlüssig, was er thun sollte, aber während er zögerte, tötete Hendrik den Hund.

Nun besaß aber Jantjé die ganze Liebe zu den Tieren, die im allgemeinen dem Hottentotten so eigen ist, wie dem Kaffern seine Unempfindlichkeit gegen dieselben, und ganz besonders groß war seine Zuneigung zu Stomp gewesen, der ihn stets bei den seltenen Anlässen begleitet hatte, wo es ihm wünschenswert geschienen, wie ein andrer Mensch zu gehen, statt wie ein Panther von Busch zu Busch zu kriechen oder sich wie eine Schlange durch das Gras zu winden. Der Anblick des an dem Hund verübten Mordes erregte deshalb auch in seiner schwarzen Brust den regsten Wunsch, ihn an seinem Mörder zu rächen, falls sich die Rache ohne Gefahr bewerkstelligen ließe; er hielt sich still und überlegte, wie er dies Ziel am besten erreichen könnte. Währenddem stand Hendrik auf, gab dem toten Hund einen Tritt, zog seinen Assegai aus dem Körper, löste dann — offenbar von dem Wunsche beseelt, den Mord zu ver-

bergen — das Halsband, hob den Hund auf, trug ihn mit Mühe in das Haus und legte ihn unter den Küchentisch. Dann kam er wieder an die Mauer zurück, die aus einzelnen, nicht durch Mörtel untereinander verbundenen Steinen errichtet war, zog ohne Schwierigkeit einen derselben heraus, verbarg das Silberzeug und die Uhr, die er gestohlen, in der Höhlung und legte den Stein wieder an seinen Platz. Dann, ehe Jantjé sein Vorhaben ahnen konnte, suchte er die Entdeckung seines Diebstahls unmöglich oder mindestens unwahrscheinlich zu machen, indem er ein Streichhölzchen anzündete und dies, nachdem er sich sorgfältig umgeschaut hatte, an das dicke Stroh hielt, mit dem das Haus selbst gedeckt war und dessen äußerstes Ende sich gerade an dieser Stelle nicht mehr als neun Fuß über dem Boden befand. Seit mehreren Tagen hatte es in Mooifontein nicht mehr geregnet, und die glühende Sonne und der trockene Wind hatten das Stroh so ausgedörrt, daß es wie Zunder brannte. In einer Sekunde hatte es Feuer gefangen, und nach Ablauf von zwei Minuten lief schon eine dünne Feuerlinie über das Dach.

Hendrik hielt inne, trat ein paar Schritte zurück, lehnte seine Schultern an die Mauer, auf deren andern Seite sich Jantjé unmittelbar hinter ihm befand, und begann laut zu kichern und sich die Hände zu reiben. Dies war für den Hottentotten auf der andern Seite zu viel; die Herausforderung war zu groß und die Gelegenheit zu günstig. Jantjé hielt den Stock in der Hand, in den er mit so großer Vorliebe seine Einschnitte machte, und diesen erhob er mit beiden Händen und ließ ihn mit voller Wucht auf den unbeschützten Schädel des einäugigen Schurken niedersausen. Wohl war es ein harter Schädel, aber der Knotenstock war noch härter und zerschlug ihn, und der ehrenwerte Zauberdoktor stürzte wie tot zur Erde.

Jantjé hatte bei seinem gefallenem Feind gelernt und ahmte ihm nach; er glitt über die Mauer, ergriff den bewußtlosen Mann und schleifte ihn an einem Arm in die Küche, wo er ihn, dem toten Hund zur Gesellschaft, unter den Tisch legte. Dann schlich er, von einer entsetzlichen

Freude erfüllt, wieder hinaus, schloß die Thüre hinter sich ab und begab sich auf einen erhöhten Punkt inmitten einer kleinen Anpflanzung, siebzig oder achtzig Schritt rechts vom Hause entfernt, von wo aus er das Thun der Boeren und den Brand beobachten konnte, der wie er wußte, zum vollen Ausbruch kommen mußte, da das Feuer sofort Nahrung gefunden und sich unaufhaltsam verbreitet hatte.

Zehn Minuten später kam der liebenswürdige Hendrik wenigstens teilweise zur Besinnung, aber nur, um sich von einem Flammenmeer umgeben zu sehen, in dem er elendiglich umkam, da er nicht die Kraft hatte, sich zu bewegen und sein schwaches Geschrei durch das Prasseln der Flammen völlig übertönt wurde. Dies war das ganz angemessene Ende Hendriks und seiner Zauberkünste.

Drunten am Flaggenstock lag der alte Mann noch immer in seiner Ohnmacht und Bessie bemühte sich, ihn wieder zur Besinnung zu bringen, während die bewaffneten Boeren lachend und rauchend im Kreise herumstanden oder -lagen und eine Ueberlegenheit zur Schau trugen, wie sie den Siegern wohl zustand.

„Will mir keiner von euch helfen, ihn in das Haus zu bringen?“ rief Bessie. „Ich dächte, ihr hättet den alten Mann jetzt genügend mißhandelt!“

Niemand rührte sich, nicht einmal Frank Müller, der ihr thränenfeuchtes Antlitz betrachtete, während ein grimmiges Lächeln um seinen scharf geschnittenen Mund spielte.

„Das geht vorüber, Miß Bessie,“ sagte er, „das geht vorüber! Ich habe schon oft solche Ohnmachten mit angesehen, die nur von zu großer Aufregung oder zu vielem Trinken — — —“

Plötzlich unterbrach er sich mit einem Ausruf des Staunens und Schreckens und deutete auf das Haus, von dessen Dach dünne, bläuliche Rauchwölkchen aufstiegen.

„Wer hat das Haus angezündet?“ schrie er. „Bei Gott, ich erschieße den Kerl!“

Die Boeren fuhren auf und starrten erstaunt auf das Haus, und unter ihren Blicken verwandelte sich das zundertrockene Dach in eine große Flammengarbe, die mit wunder-

barer Geschwindigkeit in die Höhe und in die Breite wuchs; gerade in diesem Augenblick erhob sich, wie häufig um diese Tageszeit, ein leichter Wind von dem Hügel her und trieb die Flammen in einem riesigen, feurigen Bogen auf sie zu, so daß ihnen Feuer, Hitze und Rauch ins Gesicht schlugen.

„O, das Haus brennt ab!“ schrie Bessie, durch dies neue Unglück ganz außer sich.

„Ihr da!“ donnerte Müller die nach Luft schnappenden Boeren an, „geht und seht, ob noch etwas zu retten ist. Puh! wir müssen machen, daß wir von hier fortkommen,“ und damit bückte er sich, nahm Silas Croft in seine Arme und trug ihn, von Bessie gefolgt, nach einer Anpflanzung zu seiner Linken, derselben, in der auch Jantjé Zuflucht gesucht hatte. Inmitten dieser Anlage befand sich eine kleine, von jungen Orangen- und Blaugummibäumen umgebene freie Stelle. Hier legte er den alten Mann auf ein Lager von welken Blättern und weichem, jungem Gras und eilte dann ohne ein Wort weiter nach dem Feuer, jedoch nur, um zu finden, daß man demselben schon gar nicht mehr beikommen konnte. So groß war die Geschwindigkeit, mit der die Flammen sich über das trockene Stroh und das hölzerne Dach und die Dielen darunter verbreiteten, daß in Zeit von fünfzehn Minuten das Innere des Hauses einem weißglühenden Scheiterhaufen glich und in einer halben Stunde völlig ausgebrannt war. Nur noch die massiven, steinernen Außenwände blieben stehen, und um diese legte sich eine dichte Rauchwolke wie ein grauer Mantel. Mooifontein war eine schwarze Ruine, und nur die Stallungen und Nebengebäude, die mit galvanisiertem Eisen gedeckt waren, blieben unbeschädigt.

Frank Müller hatte sich noch keine fünf Minuten entfernt, als zu Bessies größter Freude ihr Onkel die Augen aufschlug und sich aufrichtete.

„Was ist dies? was ist dies?“ fragte er. „Ah! ich entsinne mich — was ist denn das für ein Brandgeruch? sie werden doch hoffentlich das Haus nicht angezündet haben?“

„Ja, Onkel,“ schluchzte Bessie, „das haben sie gethan.“

Der alte Mann stöhnte. „Zehn Jahre hat es mich gekostet, es nach und nach, beinahe Stein um Stein aufzubauen, und nun haben sie es zerstört! Doch warum auch nicht? der Wille des Herrn soll geschehen! Gib mir deinen Arm, Kind, ich möchte ans Wasser gehen, ich fühle mich elend und krank."

Bitterlich schluchzend führte sie ihn zu einem kleinen Bächlein, das sich an einer Ecke der Anlage befand und woraus er gierig trank, ehe er sich seinen verwundeten Kopf und das Gesicht wusch.

„Komm, mein Liebling," sagte er, „fürchte dich nicht, ich bin schon wieder ganz ich selbst. Ich habe, wie es scheint, noch nicht gelernt, Unglück und Schande zu ertragen, wie ich sollte, und, wie einst Hiob, war es mir, als ob uns Gott verlassen hätte. Aber wie gesagt, sein Wille geschehe! Was wird nun wohl das Nächste sein? Ach, wir werden es bald genug erfahren, denn hier kommt unser Freund, Frank Müller."

„Ich freue mich zu sehen, daß Sie sich wieder erholt haben, Dom," sagte Müller höflich, „aber es thut mir leid, Ihnen sagen zu müssen, daß das Haus rettungslos verloren ist. Glauben Sie mir, wenn ich den Kerl wüßte, der es angezündet hat, so würde ich ihn erschießen lassen. Es war weder mein Wunsch noch meine Absicht, daß Ihr Eigentum zerstört wurde."

Der alte Mann neigte nur sein Haupt und antwortete nichts, sein stolzer Geist schien ihn verlassen zu haben.

„Was beliebt Ihnen, daß wir nun thun sollen, Mr. Müller?" fragte Bessie endlich. „Vielleicht gestatten Sie uns nun, da wir ruiniert sind, uns nach Natal zu begeben, das, wie ich annehme, noch ein englisches Land ist?"

„Ja, Miß Bessie, Natal ist jetzt noch englisch — bald wird es ebenfalls holländisch sein — doch ich muß lebhaft bedauern, Sie im Augenblick nicht dorthin gehen lassen zu können. Meine Befehle lauten dahin, Sie beide gefangen zu halten und Ihren Onkel vor ein Kriegsgericht zu stellen. Die Remise," fuhr er rasch fort, „mit einer kleinen Kammer auf jeder Seite ist vom Feuer nicht beschädigt worden, und

ich werde diese für Sie in stand setzen lassen, so daß Sie sich dorthin begeben können, sobald die Hitze etwas nachgelassen hat." Damit erteilte er den Männern, die ihm gefolgt waren, einige rasche Befehle, die zwei von ihnen auszuführen sich beeilten.

Noch immer machte der alte Mann gar keine Bemerkung, er schien nicht einmal entrüstet oder überrascht zu sein, aber die arme Bessie fühlte sich ganz hilflos und vernichtet und wußte diesem fürchterlichen, gewissenlosen Mann, der so kalt und unbewegt vor ihnen stand, nichts zu sagen.

Frank Müller blieb eine Weile nachdenklich stehen und streichelte seinen Bart, dann drehte er sich um und wandte sich an die beiden Männer hinter ihm.

„Ihr werdet den Gefangenen in Gewahrsam halten," sagte er auf Silas Croft deutend, „und niemand gestatten, durch Worte oder Zeichen mit ihm zu verkehren. Sobald das kleine Zimmer links vom Wagenhaus in Ordnung ist, bringt ihr ihn dorthin; aber seht wohl zu, daß er alles erhält, was er braucht; wenn er entkommt oder mit jemand spricht, mache ich euch dafür verantwortlich. Habt ihr mich verstanden?"

„Ja, Mynher," lautete die Antwort.

„Gut, so seht zu, daß ihr es nicht vergeßt! Und nun, Miß Bessie, wäre ich Ihnen dankbar, wenn Sie mir einen Augenblick unter vier Augen Gehör schenken wollten — —"

„Nein," erwiderte Bessie, „nein, ich verlasse meinen Onkel nicht!"

„Ich fürchte, Sie werden dies doch thun müssen," sagte er mit seinem kalten Lächeln. „Ich bitte Sie, nochmals zu überlegen, denn es würde nur zu Ihrem und Ihres Onkels Vorteil gereichen, wenn Sie mit mir sprechen wollten — ich kann Ihnen nur raten, zu kommen."

Bessie zögerte; sie haßte diesen Mann und mißtraute ihm, wozu sie ja allen Grund hatte, und fürchtete sich, mit ihm allein zu bleiben.

Noch während sie zögerte, traten die zwei Boeren, unter deren Bewachung Müller ihren Onkel gestellt hatte,

zwischen ihn und sie und trennten sie voneinander. Müller wandte sich um und machte einige Schritte nach rechts, und sie folgte ihm in Verzweiflung. Hinter einem achtjährigen buschigen Orangenbaum machte er Halt; sie holte ihn ein und blieb auf seine Anrede wartend neben ihm stehen. Sie befanden sich ganz nahe bei den andern, aber das Prasseln der Flammen war noch immer hinreichend, um auch eine lauter geführte Unterhaltung für Dritte unverständlich zu machen.

„Was haben Sie mir zu sagen?“ fragte sie endlich und preßte die Hand auf ihr laut pochendes Herz; ihr weiblicher Instinkt sagte ihr, was kommen müsse, und sie versuchte, sich dagegen zu stählen.

„Miß Bessie,“ sagte er langsam, „schon seit Jahren habe ich Sie geliebt und zur Frau begehrt — nochmals bitte ich Sie, mein Weib zu werden.“

„Mr. Frank Müller, ich danke Ihnen für Ihr Anerbieten und kann Ihnen nur die eine Antwort geben, daß ich es ein für allemal ablehne.“

„Ueberlegen Sie zweimal,“ entgegnete er, „ich liebe Sie, wie noch nie ein Weib geliebt worden ist, Tag und Nacht, stets sind meine Gedanken bei Ihnen; bei allem, was ich thue, bei jeder Sprosse, die ich weiter erklimme, habe ich mir gesagt und sage ich mir noch: ‚Ich thue das für Bessie Croft, die mein Weib werden soll.‘ Seither hat sich hier im Lande manches verändert; die Empörung war erfolgreich, und ich habe meine Stimme, die entscheidend war, für dieselbe in die Wagschale geworfen, um Sie dadurch für mich gewinnen zu können. Jetzt schon bin ich ein großer Mann und werde eines Tages noch höher steigen. Sie sollen mit mir groß werden — denken Sie noch einmal nach, über das, was ich gesagt habe.“

„Ich habe mir alles überlegt, und ich will und werde Sie nicht heiraten! Sie haben die Stirne, mich über der Asche meines Hauses, aus dessen Mauern Sie mich und meinen armen alten Onkel herausgeschleppt haben, nochmals um meine Hand zu bitten! Ich aber sage Ihnen, daß ich Sie hasse und nimmermehr Ihr Weib sein werde! Eher

würde ich einen Kaffer heiraten, als Sie, Frank Müller, mögen Sie nun so groß sein und so hoch steigen, als Sie wollen!“

Er lächelte. „Sie wollen mich wohl nur wegen des Engländers Niel nicht heiraten? Er ist tot; es ist nutzlos, sich an einen toten Mann zu hängen.“

„Tot oder lebendig, ich liebe ihn von ganzem Herzen und von ganzer Seele, und ist er tot, so ist er von der Hand Ihrer Leute gefallen, und sein Blut wird stets zwischen uns sein!“

„Sein Blut ist im Sand verronnen; er ist tot und ich freue mich, daß er tot ist. Noch einmal, ist dies Ihr letztes Wort?“

„Es ist mein letztes!“

„Ganz gut; dann sage ich Ihnen, daß Sie mich trotzdem heiraten werden, oder — —“

„Oder was?“

„Oder Ihr Onkel, der alte Mann, den Sie so lieb haben, muß sterben.“

„Was meinen Sie damit?“ rief sie mit halb erstickter Stimme.

„Was ich sage; nicht mehr, nicht weniger. Denken Sie denn, ich werde dulden, daß das Leben eines alten Mannes zwischen mir und der Erfüllung meines Wunsches stehe? Nie! Wenn Sie mich nicht heiraten wollen, wird Silas Croft binnen jetzt und einer Stunde wegen Mordversuches und Verrat vor Gericht gestellt werden. Binnen jetzt und anderthalb Stunden wird er verurteilt sein und morgen bei Tagesanbruch soll das Urteil unter meinem Befehl vollzogen werden. Ich bin Befehlshaber hier, mit dem Recht über Leben und Tod, und ich sage Ihnen, daß er sicherlich sterben wird — und sein Blut kommt über Ihr Haupt!“

Bessie klammerte sich an den Baum, um eine Stütze zu haben. „Sie wagen es nicht, Sie werden es nicht wagen, einen unschuldigen Mann zu ermorden!“

„Nicht wagen! Ich es nicht wagen! Sie müssen mich schlecht kennen, Bessie Croft, wenn Sie von etwas reden,

das ich für Sie nicht wagen würde! Es gibt nichts, gar nichts," fügte er mit leisem Beben in seiner klangvollen Stimme hinzu, „das ich nicht wagen würde, um Sie zu erringen. Hören Sie: geben Sie mir Ihr Wort, mich morgen früh zu heiraten, dann lasse ich einen Geistlichen aus Wakkerstroom hierher holen, und Ihr Onkel soll frei sein, wie die Luft, obgleich er ein Landesverräter ist und versucht hat, nach Friedensschluß einen Bürger zu erschießen. Weisen Sie mich zurück, so stirbt er. Nun wählen Sie!"

„Ich habe gewählt," antwortete sie leidenschaftlich. „Frank Müller, meineidiger Verräter — ja, Mörder, der Sie sind, ich werde Sie nicht heiraten."

„Ganz recht, ganz recht, Bessie; wie Sie wollen. Nun nur noch eins, denn Sie sollen nachher nicht sagen können, ich habe Sie nicht gewarnt. Wenn Sie auf Ihrer Weigerung bestehen, muß Ihr Onkel sterben, aber Sie sollen mir darum doch nicht entgehen. Sie wollen mich nicht heiraten? Gut, selbst in diesem Land, in dem ich beinahe alles vermag, kann ich Sie dazu nicht zwingen, wohl aber kann ich Sie zwingen, mein Weib zu sein in allem, bis auf den Namen, mein Weib — ohne Heirat; und dies werde ich thun, sobald Ihr Onkel steif und kalt in seinem blutigen Grabe ruht. Nach dem Verhör werde ich Ihnen noch eine weitere Gelegenheit geben — nur noch eine. Weigern Sie sich, so muß er sterben, und nach seinem Tode werde ich Sie mit Gewalt an mich reißen und schon nach einer Woche würden Sie mich nur allzu gerne heiraten, um Ihre Schande zu verhüllen, meine Schöne!"

„Sie sind ein Teufel in Menschengestalt, Frank Müller, aber es wird Ihnen nicht gelingen, mich in die Schande hinein zu ängstigen — eher würde ich mir selbst den Tod geben. Gott wird mich nicht verlassen, auf ihn setze ich mein Vertrauen. Mit Ihnen will ich nichts zu thun haben!" Sie legte die Hand vor ihre Augen und fing bitterlich zu weinen an.

„Thränen stehen Ihnen gut zu Gesichte," sagte er mit Lachen, „und morgen schon bin ich in der Lage, Ihnen Ihre Thränen wegzuküssen — also, wie Sie wollen. Ihr da!"

rief er einigen Männern zu, die das langsame Erlöschen des Feuers beobachteten, „kommt hierher!“

Zwei der Männer gehorchten der Aufforderung und er erteilte ihnen etwa dieselben Verhaltungsbefehle, die er den andern beiden gegeben hatte, die Silas Croft bewachten; er befahl, Bessie sollte sofort in den kleinen Raum auf der andern Seite der Remise gebracht und strenge von jedem Verkehr mit der Außenwelt abgeschnitten werden; dann fügte er noch hinzu: „Heißt die Bürger in der Remise zum Gericht über den Engländer Silas Croft zusammentreten, der des Landesverrates und des Mordversuches an einem die Befehle des Triumvirates ausführenden Bürger angeklagt ist.“

Die beiden Männer traten vor, ergriffen die schwache, niedergeschlagene Bessie bei den Armen und führten sie durch eine Oeffnung in der Gartenmauer, an den versengten Fliedersträuchen vorüber, die den nach dem Hügel führenden Weg einfaßten, an der Hinterseite des noch immer brennenden Hauses vorbei, bis sie endlich an dem Wagenschuppen mit den zwei kleinen Nebenräumen, von denen der eine als Vorrats-, der andre als Geschirrkammer benutzt wurde, anlangten. Dann wurde sie in die Vorratskammer gestoßen, die mit offen aufgeschütteten Kartoffeln und andern Vorräten in Säcken halb angefüllt war, und die Thür hinter ihr abgeschlossen.

Dieser Raum hatte kein Fenster und wurde nur durch so viel Licht erhellt, als durch die Thürritzen und ein in dem Mauerwerk der Rückseite angebrachtes Luftloch fiel. Sie ließ sich auf einen halbleeren Futtersack niedersinken und versuchte, ihre Gedanken zu ordnen. Ihr erster Gedanke war der an Flucht, doch bald sah sie ein, daß diese eine thatsächliche Unmöglichkeit sei, da die starke Thür aus Taxusholz geschlossen worden war und vor derselben sich eine Schildwache befand. Sie stand auf und blickte durch das Luftloch an der Hinterwand — auch hier stand eine Schildwache; von hier wandte sie ihre Aufmerksamkeit auf die Zwischenwand, die diesen Raum von dem Wagenschuppen trennte. Diese Wand war aus frischen Backsteinen errichtet und hatte durch das Eintrocknen derselben Risse bekommen,

so daß Bessie wohl alles vernehmen und sehen konnte, was in dem Wagenhaus vorging, aber die Mauer war viel zu dick, als daß das junge Mädchen sie hätte durchbrechen können, und selbst wenn ihr dies möglich gewesen wäre, würde es nichts genutzt haben, denn auch dort befanden sich bewaffnete Männer. Und wäre dies alles auch anders gewesen — hätte sie entfliehen und ihren armen alten Onkel seinem Schicksal überlassen können?

Neunundzwanzigstes Kapitel.

Zum Tod verurteilt.

Eine halbe Stunde verfloß in tiefer Stille, die nur durch die Fußtritte der Schildwachen und das gelegentliche Herabfallen eines Steines von der Außenwand des abgebrannten Hauses ab und zu unterbrochen wurde.

Der Aufenthalt in dem kleinen Raum, in den Bessie eingeschlossen worden, wurde durch den Rauch und Brandgeruch, die Sonne, die auf das Eisendach brannte, und die rotglühenden Trümmer des Hauses gegenüber beinahe unerträglich und Bessie fühlte sich einer Ohnmacht nahe. Durch eine der Spalten in der Zwischenwand kam ein leichter Luftzug, und sie setzte sich so, daß sie, wenn sie ihren Kopf an die Wand lehnte, diesen Luftzug voll genießen und den Raum nebenan übersehen konnte.

Bald traten mehrere Boeren in das Wagenhaus und fingen an, einige Karren und Gerätschaften hinauszuschaffen; einen großen, rohen Wagen, welcher der Wand, durch die Bessie blickte, gegenüberstand, ließen sie zurück, ebenso einen Jagdwagen, den sie auf Bessies Seite schoben, mit der Rückseite nach dem großen Wagen gerichtet; dann zogen sie aus einem Winkel eine alte Sägebank hervor und setzten sie an das obere Ende des leeren Raumes. Nun begriff Bessie, was sie vorhatten: sie richteten einen Gerichtssaal her und die Sägebank war der Stuhl des Präsidenten; also wollte Frank Müller seine Drohung doch ausführen!

Bald nachher kamen sämtliche Boeren, die Wachposten ausgenommen, herein und begannen auf den großen Wagen zu klettern und sich unter vielen rohen Scherzen in zwei Reihen auf demselben zu ordnen. Zunächst erschien Hans Coetzee, den Kopf mit einem blutigen Tuch verbunden, etwas bleich und wackelig, aber Bessie sah wohl, daß ihm seine Verletzung nicht viel geschadet hatte. Nach ihm kam Frank Müller selbst; er sah bleich und furchterregend aus, und bei seinem Eintritt verstummte alles Lachen und Scherzen. Für gewöhnlich pflegt die schwächste Seite bei der Organisation der Boeren der Umstand zu sein, daß es ein Ding der Unmöglichkeit ist, einen Boeren dahin zu bringen, einem andern Achtung oder Gehorsam zu erweisen; doch traf dies sicher nicht zu, wo Frank Müller in Betracht kam.

Müller schritt ohne Zögern auf die Sägebank am Ende des offnen Raumes zu und ließ sich, die Flinte zwischen den Knieen, auf derselben nieder. Darauf entstand eine kleine Pause, und ein paar Minuten darauf sah Bessie, wie ihr alter Onkel von zwei bewaffneten Boeren hereingeführt wurde, die in der Mitte des offnen Raumes, drei Schritte von der Sägebank entfernt, Halt machten und rechts und links von dem Gefangenen stehen blieben. Zugleich stieg Hans Coetzee in den Jagdwagen und Frank Müller zog ein Notizbuch und einen Bleistift aus der Tasche.

„Ruhe!“ befahl er. „Wir sind hier versammelt, um den Engländer Silas Croft vor das Kriegsgericht zu stellen. Die Anklagen gegen ihn gehen dahin, daß er sich durch Wort und That, hauptsächlich durch das Hissen der englischen Flagge, als das Land von der Republik schon wieder zurückerobert war, der verräterischen Empörung gegen die Regierung des Landes schuldig gemacht, und ferner durch Schießen mit einem scharfgeladenen Gewehr einen Mordversuch auf einen Bürger der Republik gemacht habe. Werden diese Anklagen gegen ihn bewiesen, so ist er, nach dem Kriegsgesetz, des Todes schuldig. Gefangener Croft, was haben Sie gegen die Anklage vorzubringen?“

Der alte Mann, der sehr ruhig und gefaßt erschien, sah seinen Richter an und erwiderte: „Ich bin englischer Unter-

than und habe nur mein Haus verteidigt, nachdem Ihr einen meiner Dienstleute ermordet hattet. Im übrigen bestreite ich Eure Zuständigkeit über mich und lehne es ab, mich zu verteidigen."

Frank Müller schrieb einige Bemerkungen in sein Notizbuch und sagte dann:

„Ich verwerfe den Einwand des Gefangenen in betreff der Zuständigkeit des Gerichtshofes als unbegründet. In betreff der Anklagen schreiten wir jetzt zur Beweisaufnahme. Für den ersten Fall bedarf es keines Zeugenverhöres, denn wir alle haben die Fahne wehen sehen. Für den zweiten Fall wird Hans Coetzee, der angegriffene Bürger, Zeugnis ablegen. Hans Coetzee, schwören Sie im Namen Gottes und der Republick die Wahrheit, die ganze Wahrheit und nichts als die Wahrheit zu sagen?"

„Almagtiger, ja," antwortete Hans von dem Jagdwagen aus, auf dem er thronte, „so wahr mir der liebe Gott helfe!"

„So beginnen Sie!"

„Ich trat in das Haus des Gefangenen, um ihn, Ihrem verehrlichen Befehle zufolge, gefangen zu nehmen, als der Angeklagte das Gewehr erhob und auf mich anlegte. Die Kugel traf mich ans Ohr, das sie verletzte, was mir große Schmerzen und starken Blutverlust bereitet hat. Das ist das Zeugnis, das ich zu geben habe."

„Das ist wahr, das ist nicht gelogen," rief einer der Männer auf dem Wagen.

„Gefangener, haben Sie irgend eine Frage an den Zeugen zu stellen?" sagte Müller.

„Ich habe keine Frage zu stellen und bestreite Eure Zuständigkeit," sagte der alte Mann lebhaft.

„Der Gefangene lehnt es ab, dem Zeugen eine Frage zu stellen, und erhebt wiederum den Einwand der Unzuständigkeit, den ich bereits als unbegründet verworfen habe. Wünschen Sie noch weitere Zeugen zu vernehmen?"

„Nein, nein!"

„Finden Sie den Angeklagten der Verbrechen schuldig, die ihm zur Last gelegt werden?"

„Ja, ja," tönte es von dem Wagen.

Wieder machte Müller eine Notiz in sein Taschenbuch, dann fuhr er fort: „Da also der Gefangene des Hochverrates und versuchten Mordes schuldig befunden wurde, bleibt nur noch die Frage der Strafe zu entscheiden, die das Gesetz für so abscheuliche Verbrechen bestimmt. Jeder Mann soll sein Verdikt abgeben, nachdem er gebührend erwogen hat, ob er, im Einklang mit den heiligen Pflichten, die ihm sein Gewissen vorschreibt, und der natürlichen Regung des Mitleids in seinem Herzen, einen Weg sieht, auf dem man dem Gefangenen Gnade widerfahren lassen kann. Als Befehlshaber und Vorsitzender des Gerichtshofes ist es an mir, zuerst meine Stimme abzugeben, und ich gestehe, daß ich diese Verantwortlichkeit meinem Gott und meinem Vaterland gegenüber schwer empfinde, und ich muß euch alle bitten, euch nicht durch meine Entscheidung beeinflussen oder bestimmen zu lassen, denn auch ich bin, wie ihr, nur ein dem Irrtum unterworfener Mensch."

„Hört, hört," ließen sich Stimmen auf dem Wagen vernehmen, als er innehielt, um den Eindruck seiner Worte zu beobachten.

„Gentlemen und Bürger des Staates, meine natürlichen Neigungen führen mich in diesem Falle zum Mitleid. Der Gefangene ist ein alter Mann und hat viele Jahre lang wie ein Bruder in unsrer Mitte gelebt; ja, er ist sogar ein ‚Voortrekker' und, obgleich Engländer, ein Vater des Landes. Können wir einen solchen zu einem blutigen Ende verurteilen, besonders wenn er auch noch eine Nichte hat, die von ihm abhängig ist?"

„Nein, nein!" riefen alle bei dieser kunstvollen Berührung der bessern Seiten ihrer Natur.

„Meine Herren, diese Gefühle machen Ihnen alle Ehre; auch mein Herz rief bis jetzt: Nein nein. Was der alte Mann auch für Vergehen auf sich geladen haben mag, er soll frei ausgehen! Dann kam aber die Ueberlegung: gewiß der Gefangene ist alt, aber sollte ihn nicht gerade das Alter Weisheit gelehrt haben? Darf man das, was man der Jugend nicht vergibt, der reifen Erfahrung vieler Jahre verzeihen?

Darf ein Mann zum Mörder und Verräter werden, weil er alt ist?"

„Nein, gewiß nicht!" rief der Chor im Wagen.

„Nun kommt der zweite Punkt: er war ein ‚Voortrekker' und ein Vater des Landes. Aber hätte er nicht gerade als solcher Bessres thun müssen, als es in die Hände der grausamen, gottlosen Engländer zu liefern? Denn, meine Herren, obgleich diese Anklage nicht gegen ihn erhoben ist, so dürfen wir doch den Umstand, der ein Licht auf seinen allgemeinen Charakter wirft, nicht vergessen: der Gefangene war einer jener nichtswürdigen Männer, die das Land an Shepstone ausgeliefert haben. Ist es nicht etwas höchst Grausames und Unnatürliches, wenn ein Vater sein eigen Kind in die Sklaverei verkauft? — daß ein Vater des Landes dessen Freiheit verschachert? Aus diesen Gründen muß in diesem Fall die Gnade der Gerechtigkeit weichen."

„So ist es," bestätigte der Chor mit besondrer Begeisterung, denn die meisten der Richter waren selbst seiner Zeit für die Annexion thätig gewesen.

„Dann noch eins: dieser Mann hat eine Nichte, und alle guten Menschen müssen Sorge tragen, daß die Jungen nicht hilflos und verlassen bleiben, damit sie nicht in Verwahrlosung heranwachsen und das Wohl des Staates gefährden. In diesem Fall jedoch trifft dies nicht zu, denn das Mädchen erbt nach dem Gesetz die Farm, und es wird in der That nur gut für sie sein, wenn sie von einem so verzweifelten und gottlosen Mann befreit wird."

„Und nun, nachdem ich euch meine Gründe nach allen Seiten auseinandergesetzt und euch ermahnt habe, nach bestem Wissen und Gewissen abzustimmen, gebe ich mein Votum ab." Während der feierlichsten Stille ringsumher hielt er inne und sah den alten Silas an, der nicht eine Miene verzog, und fuhr dann langsam fort: „Es lautet Tod!"

Nun wurden leise flüsternde Unterhaltungen hörbar, und Bessie, die den ganzen Vorgang durch ihren Mauerriß verfolgt hatte, stöhnte vor Kummer und Verzweiflung.

Dann sprach Hans Coetzee. Es zerreiße ihm das Herz, sagte er, gegen einen Mann sprechen zu müssen, der ihm

jahrelang fast ein Bruder gewesen. Aber dann, — was blieb ihm übrig? Er hat Böses geplant gegen ihr Land, gegen das teure Land, das ihnen der liebe Gott gegeben und das sie und ihre Väter bei verschiedenen Veranlassungen mit ihrem Blut getränkt hatten und das sie noch immer fortfuhren mit ihrem Blut zu tränken. Was mußte die Strafe für einen so schwarzen Verrat sein? wie konnte man sich von andern verfluchten Engländern anders ein bessres Benehmen sichern, als indem man diese Strafe vollzog? Ach, auf diese Frage gab es nur eine Antwort, wenn er sie auch nur mit Thränen aussprechen konnte — und diese Antwort lautete: „Tod!"

Danach wurden keine Reden mehr gehalten, aber jeder Mann stimmte seinem Alter nach ab, als sein Name vom Präsidenten aufgerufen wurde. Erst gab es eine kleine Zögerung, denn manche unter ihnen hatten den alten Silas lieb und wollten ihn nicht gerne verurteilen. Aber Frank Müller hatte sein Spiel sehr gut gespielt, und trotzdem er die Selbständigkeit ihres Urteils angerufen hatte, wußten sie genau, was geschehen würde, falls sie gegen den Präsidenten stimmten. So unterdrückten sie ihre bessern Gefühle mit der für solche Fälle charakteristischen Leichtigkeit und einer nach dem andern sprach das verhängnisvolle Wort.

Als alle abgestimmt hatten, redete Frank Müller den alten Silas an: „Gefangener, Sie haben das Urteil vernommen. Ich brauche Ihnen Ihre Verbrechen nicht noch einmal aufzuzählen; es ist Ihnen ein ehrlicher und offner Prozeß vor dem Kriegsgericht, wie unsre Gesetze ihn vorschreiben, zu teil geworden. Haben Sie irgend einen Grund anzuführen, aus welchem das Urteil nicht an Ihnen vollzogen werden soll?"

Mit blitzenden Augen blickte der alte Silas um sich und warf seine langen weißen Haare in den Nacken wie ein Löwe seine Mähne, wenn er sich zur Wehre setzt.

„Ich habe nichts zu sagen. Wenn ihr morden wollt, so mordet! Thue es nur, du hartherziger Schurke, der du bist! Ich könnte auf meine grauen Haare, auf meinen ermordeten Diener weisen, auf mein Haus, das ich mir in zehn Jahren aufgebaut und das ihr zerstört habt! Ich

könnte euch sagen, daß ich ein guter Bürger war und mehr als zwanzig Jahre lang friedlich und nachbarlich im Lande gelebt und manchem unter euch, der mich jetzt kalten Blutes ermorden will, Freundlichkeit über Freundlichkeit erwiesen habe! Aber ich thue es nicht. Erschießt mich, wenn ihr wollt, und möge mein Blut über euch kommen! Heute morgen noch hätte ich gesagt, mein Vaterland werde mich rächen; jetzt kann ich das nicht mehr sagen, denn England hat uns verlassen, und ich habe kein Vaterland mehr. Darum lege ich die Rache in Gottes Hand, der sie nie vergißt, auch wenn er manchmal lange zögert. Ich fürchte euch nicht, erschießt mich gleich, wenn ihr wollt. Ich habe Ehre, Vaterland und Haus verloren, warum sollte ich nicht auch mein Leben verlieren?“

Frank Müller richtete seine Augen auf des alten Mannes zuckendes Gesicht und ein entsetzliches, triumphierendes Lächeln spielte um seine Lippen.

„Gefangener, es ist nun meine Pflicht, Sie im Namen Gottes und der Republik zum Tod durch Erschießen zu verurteilen; morgen früh bei Tagesanbruch soll das Urteil an Ihnen vollstreckt werden, und möge Ihnen der allmächtige Gott Ihre Sünden vergeben und Ihrer Seele gnädig sein.“

„Man führe den Gefangenen ab und sende einen reitenden Boten nach dem leeren Haus an der Bergseite, in dem der rotbärtige Engländer gewohnt hat, und lasse ihn den Geistlichen, der dort wartet, hierher bringen, damit er dem Verurteilten Beistand leiste. Auch sollen zwei Mann auf dem Begräbnisplatz hinter dem Hause ein Grab für den Gefangenen schaufeln.“

Die Wachen legten ihre Hände auf die Schultern des Gefangenen, und ohne ein Wort zu verlieren, wandte sich dieser um und ging. Bessie verfolgte ihn durch die Mauerritze mit den Augen, bis seine langen, weißen Haare und die gebeugte Gestalt ihren Blicken entschwunden waren, dann endlich versagten ihre durch die ausgestandenen Schrecken erschöpften Kräfte und sie brach ohnmächtig auf den Säcken zusammen.

Unterdessen schrieb Frank Müller das Todesurteil auf

ein Blatt seines Notizbuches; am Ende desselben ließ er Platz für seine Unterschrift frei, denn er hatte seine eignen Gründe, es nicht gleich zu unterschreiben. Dagegen ließ er es der Reihe nach von allen gegenzeichnen, die bei diesem Scheinverfahren den Gerichtshof gebildet hatten, wobei er die Absicht hatte, jeden einzelnen durch seine Unterschrift zum Mitschuldigen an diesem Justizmord zu machen. Nun sind die Boeren zwar schlichte, ländliche Leute, aber sie waren doch nicht einfältig genug, um die Absicht eines derartigen Verfahrens nicht zu durchschauen, und nun folgte eine lehrreiche kleine Scene. Bis zum letzten Mann hatten sie willig ihre Zustimmung zur Hinrichtung des alten Mannes gegeben, aber sie waren keineswegs gewillt, dies auch noch schwarz auf weiß festzustellen. Sobald sie die Absicht ihres gefürchteten Anführers durchschauten, machte sich der allgemeine Wunsch, zu verduften, fühlbar; plötzlich hatten sie alle außerhalb des Wagenhauses zu thun, und es folgte ein allgemeiner Versuch, sich davonzumachen. Schon waren mehrere aus ihrer aus dem Stegreif errichteten Geschworenenloge gesprungen und näherten sich, den furchtsamen Hans an der Spitze, dem Ausgang, als Frank Müller ihre Absicht erkannte und mit Donnerstimme rief: „Halt! nicht ein Mann verläßt diesen Platz, bis das Urteil unterzeichnet ist."

Sofort machten die Männer Halt und sahen ganz unbefangen und unschuldig aus.

„Hans Coetzee, kommen Sie her und unterschreiben Sie," sagte Müller wiederum, worauf dies unglückliche Menschenkind mit so guter Miene, als er irgend annehmen konnte, vortrat, wobei er zahlreiche und schwere, wenn auch nicht laute Verwünschungen gegen „diesen Teufel von einem Mann, Frank Müller," vor sich hin murmelte.

Da er aber nichts machen konnte, schrieb er mit großen, wackeligen Buchstaben seinen Namen unter das verhängnisvolle Schriftstück. Dann rief Müller einen andern Mann heran, der versuchte, auf Grund seiner vernachläßigten Erziehung um die Sache herumzukommen, und vorgab, er könne nicht schreiben, welche Entschuldigung ihm nur wenig nutzte, da Frank Müller gelassen seinen Namen für ihn schrieb und

er sein Zeichen daneben setzen mußte. Danach gab es keine Schwierigkeiten mehr, und Mann für Mann schrieben sie ihren Namen auf die Rückseite des Urteils und verließen dann den Raum, bis Frank Müller schließlich allein auf der Sägebank sitzen blieb und mit der einen Hand seinen goldnen Bart streichelte, während er in der andern das Urteil hielt. Plötzlich hörte er auf, seinen Bart zu liebkosen, und saß ein paar Minuten lang ganz ruhig, wie in Stein gehauen. Die Nachmittagssonne war um diese Zeit hinter dem Hügel verschwunden und das Wagenhaus war voll tiefer Schatten, die sich alle um ihn zu lagern und ihn mit einer düstern, geheimnisvollen Größe zu umkleiden schienen. In diesem Augenblick sah er aus wie der König der Sünde, denn auch die Sünde hat, gerade wie das Gute, ihre Fürsten, die sie mit dem Stempel ihrer Macht siegelt und mit ihrem eignen Diadem krönt, — und unter diesen war Frank Müller sicher einer der größten. Ein leichtes Lächeln des Triumphes lag auf seinem schönen, grausamen Gesicht, leuchtete in seinen kalten Augen und zog bis hinunter in den gelben Bart. So hätte er zu einem Bild seines Herrn und Meisters, Lucifer, sitzen können.

Plötzlich erwachte er aus seiner Träumerei. „Ich habe sie!“ sagte er zu sich selbst, „ich habe sie in meiner Gewalt! Sie kann mir nicht entgehen, sie kann den alten Mann nicht sterben lassen! Diese Bauernhunde haben meiner Absicht gut gedient; man kann auf ihnen spielen wie auf einer Fiedel, und ich bin ein guter Spielmann — ja wohl, und nun wollen wir das Lied zu Ende bringen!“

Dreißigstes Kapitel.

„Wir müssen scheiden, John!“

Jeß und ihr Begleiter standen in entsetztem Schweigen vor den geschwärzten und entstellten Leichen der vom Blitz erschlagenen Boeren; dann begaben sie sich nach dem Baum,

der auf der andern Seite dieses Schauplatzes der Vernichtung stand. Nur mit Mühe gelang es ihnen, die widerstrebenden Pferde an den Leichen vorbeizuführen und an den Baum zu binden. Unterdessen nahm Jeß einige der hartgekochten Eier aus dem Korb und zog sich mit der Bemerkung zurück, sie wolle ihre Kleider in der Sonne trocknen, während sie ihr Frühstück esse, und sie rate ihm, dasselbe zu thun. Sobald sie unter dem Schutz der Felsen ganz ungesehen war, begann sie ihre durchnäßten Kleider auszuziehen, was schon an und für sich keine kleine Aufgabe war; dann wand sie dieselben aus und breitete sie einzeln auf den vom Wasser glatt gespülten Steinen aus, die nun schon von der Sonne erwärmt waren. Dann ging sie an einen Tümpel am Felsenbett des Flusses und im Schatten des Ufers und badete ihre Quetschungen und Schrammen und wusch den Sand und Schlamm aus Haaren und Füßen; hierauf setzte sie sich auf eine flache Steinplatte in die Sonne und sann, während sie ihr Frühstück verzehrte, über ihre Lage nach. Ihr Herz war kummervoll und schwer und sie wünschte nur, daß sie irgendwo unter den rauschenden Wassern liegen und Ruhe haben möchte — hatte sie doch auf den Tod gerechnet, und nun war sie nicht tot und sie und ihr Jammer und ihre Schande mußten vielleicht noch viele Jahre leben; gleichsam im Schlaf war sie auf Engels Fittichen hinaufgeschwebt in luftige Höhen und nun erwachte sie mit der Empfindung, als sei sie nur aus dem Bett gefallen. Die ganze Stufenleiter der Empfindungen, die ganze überirdische Tiefe ihrer Leidenschaft, all die vergeistigten Begierden, die sich im Schatten des nahenden Endes entwickelt hatten, waren nun zu einer gewöhnlichen, nicht einmal wünschenswerten Neigung herabgesunken, mit der sie sich vielleicht noch lange Jahre hinschleppen mußte — und sie war doch so müde, so grenzenlos müde. Und dies war noch nicht einmal alles! Sie war auch falsch gegen Bessie gewesen und hatte, was noch schlimmer war, die Treue von Bessies Verlobtem gebrochen; ja, sie hatte ihn in Versuchung geführt, und er war gefallen und so schlecht geworden wie sie. Der Tod hätte dies alles gerechtfertigt, und nimmermehr würde

sie es gethan haben, hätte sie gedacht, sie würden weiter leben müssen. Aber nun hatte der Tod sie genarrt, wie er es mit Menschen zu thun pflegt, denen sein Erscheinen mehr oder weniger erwünscht wäre, und überließ es ihr, den Geist zu bannen, den sie heraufbeschworen, als seine Sichel über ihr schwebte.

Wenn sie nun wirklich glücklich entkamen — was dann? Wie konnte dies alles anders enden, als mit grenzenlosem Elend? Es sollte nicht weiter gehen, als es schon gegangen, das schwor sie sich — nein, das durfte es nicht, und wenn ihr und sein Herz darüber brechen würde. Wieder hatten sich die Verhältnisse geändert und die Erinnerung an jene entsetzlichen und doch so wunderbar schönen Stunden, in denen sie auf dem tobenden Fluß hin und her geschleudert worden waren und die Schwüre ihrer unsterblichen Liebe und Treue vor dem Altar des Grabes ausgetauscht hatten, durften ihnen nur noch eine Erinnerung sein — nichts weiter. Wie ein wunderbares, aber doch schreckliches Traumbild himmlischer Freude war es in ihr Leben gekommen, und wie ein flüchtiger Traum mußte es auch wieder entschwinden. Und doch war es kein Traum, oder war es doch nur insoweit, als ihr ganzes Leben nur ein Traum oder ein Rätsel war, ein Rätsel, dessen Lösung man so selten aus der Ferne schimmern sieht, als Sonnenstrahlen an einem Regentag. Ach, es war ja kein Traum, es war ja ein Teil der lebendigen, atmenden Vergangenheit, die, da sie einmal gewesen, auch bis in jeden kleinsten Teil und in jeden Augenblick unvergänglich ist in ihrer gänzlichen Unveränderlichkeit — die wahre Verkörperung des Geistes der Unsterblichkeit. Da die That gethan, das Wort gesprochen worden war, so mußten That und Wort in Zeit und Ewigkeit dauern und bestehen; und nun sollte dies unsterbliche, dies unvergeßliche Wesen wie ein Scheintoter eingesargt und mit dem Schein des Todes und der Vergessenheit verhüllt werden. Oh, das war bitter, entsetzlich bitter! Was mußte es heißen, jetzt von ihm fort zu gehen, ganz fort, und ihn mit einem andern Weib, das ältere Rechte hatte, mit ihrer Schwester, vermählt zu wissen? Was mußte es heißen, sich auszudenken, wie Bessies Lieb-

lichkeit sich langsam wieder in sein Herz, an den von ihr verlassenen Platz stehlen und denselben ausfüllen und mit ihrer sanften, beständigen Liebe die Erinnerung an ihre wildere Leidenschaft verwischen würde, gleichwie die Dämmerung sich langsam über den Tag ausbreitet und ihn verhüllt, bis schließlich alles verdunkelt, in der Nacht der Vergessenheit versunken sein wird?

Und doch, doch mußte es so sein; sie war entschlossen, daß es so sein sollte. Ach, warum war sie nicht in seiner Umarmung, mit seinem Kuß auf den Lippen gestorben? Warum hatte er sie nicht sterben lassen? Das arme Mädchen schüttelte ihr nasses Haar über ihr Antlitz und weinte in der Bitterkeit ihres Herzens, wie vielleicht Eva geschluchzt haben mag, als Adam ihr Vorwürfe machte.

Aber ob nackt, ob bekleidet — Weinen ändert und bessert nichts in dieser traurigen Welt, und Jeß war vernünftig genug, sich dies klar zu machen. Sie trocknete also ihre Thränen mit ihren Haaren, da sie nichts andres zur Hand hatte, womit sie es hätte thun können, und begann, sich wieder in ihre halbtrocknen Kleider hineinzuarbeiten — eine Aufgabe, die darauf berechnet schien, das ruhigste und glücklichst beanlagte weibliche Wesen in der Welt zu reizen und zu ärgern. Jedenfalls brachten diese feuchten, kugeldurchlöcherten Kleider Jeß in ihrer gegenwärtigen Stimmung vollends ganz in Verzweiflung, und wenn sie ein Mann gewesen wäre, hätte sie vielleicht geflucht, leider machte ihr Geschlecht es ihr unmöglich, sich diesen Trost zu verschaffen. Glücklicherweise hatte sie ein Taschenkämmchen bei sich, mit dem sie nun ihr lockiges Haar zu machen versuchte, falls man von Haarmachen überhaupt sprechen kann, wenn jemand nicht eine einzige Haarnadel und nicht einmal ein Stückchen Band hat, um das Haar zusammenzuhalten.

Nach einem letzten, aber furchtbaren Kampf mit ihren gänzlich aufgeweichten Schuhen erhob sie sich und ging an die Stelle zurück, an der sie John verlassen hatte. Als sie bei ihm ankam, war er damit beschäftigt, die beiden Schimmel zu satteln und zwar mit den Sätteln und Zäumen, die er den vom Blitz erschlagenen Pferden abgenommen hatte.

„Holla, Jeß, du siehst ja ganz geschniegelt aus. Hast du deine Kleider getrocknet?“ sagte er. „Ich habe es auch versucht.“

„Ja,“ antwortete sie.

Er sah sie an. „Aber, Geliebteste, du hast geweint; komm, es ist zwar alles düster genug, aber das Weinen hilft zu nichts und jedenfalls sind wir bis jetzt mit dem Leben davon gekommen.“

„John,“ sagte Jeß scharf, „es muß zwischen uns ein Ende haben; die Verhältnisse haben sich geändert; heute Nacht waren wir gestorben — jetzt sind wir wieder zum Leben erwacht. Außerdem,“ fügte sie mit einem Anflug von Lachen hinzu, „siehst du vielleicht morgen Bessie wieder. Ich denke, unser Unglück dürfte nun bald zu Ende sein.“

Johns Gesicht verdüsterte sich bei der Erinnerung an die unhaltbare und tragische Lage, in der sie sich in physischer und moralischer Beziehung befanden.

„Meine liebste Jeß,“ sagte er, „was soll geschehen?“

Sie stampfte mit dem Fuß in der Verzweiflung ihres Herzens. „Ich sagte dir schon, daß alles zwischen uns zu Ende sein muß! Was denkst du denn? Von heute an sind wir tot füreinander; ich bin mit dir fertig und du mit mir. Es ist deine eigne Schuld, John! Du hättest mich sterben lassen sollen. Oh, John, John!“ klagte sie hinaus, „warum hast du mich nicht sterben lassen? Warum sind wir nicht beide gestorben? Dann wären wir jetzt glücklich und würden doch schlafen. Wir müssen scheiden, John, wir müssen scheiden, und was soll ich ohne dich anfangen? ach, was soll ich anfangen?“

Ihre Verzweiflung war so durchbohrend und schmerzte ihn so tief, daß er ihr im ersten Augenblick gar nicht zu antworten wagte.

„Wäre es nicht am besten, Bessie alles zu gestehen?“ fragte er endlich. „Ich würde mir zwar für den Rest meines Lebens wie ein Schurke vorkommen, aber auf mein Wort, ich bin gesonnen, dies zu thun.“

„Nein, nein,“ schrie sie leidenschaftlich, „ich will nicht, daß du dies thust! Du sollst mir schwören, daß du es Bessie

nie auch nur mit einem Atemzug verrätst; ihr Glück soll nicht durch mich zerstört werden. Wir haben gesündigt, wir müssen leiden, aber nicht Bessie, die unschuldig ist und nur nimmt, was ihr zukommt. Ich habe meiner lieben Mutter versprochen, für Bessie zu sorgen und sie zu beschützen, und ich will sie nicht um ihr Glück betrügen — nie, nie! Du mußt sie heiraten, und ich muß fortgehen. Einen andern Ausweg gibt es nicht."

John sah sie an und wußte nicht, was er sagen oder thun sollte. Ein scharfer, verzweifelter Schmerz durchbohrte ihn, als er das leidenschaftliche, bleiche Gesicht und die großen, von Thränen getrübten Augen vor sich betrachtete. Wie konnte er sich von ihr trennen? Er breitete die Arme aus, um sie an sein Herz zu ziehen, aber sie stieß ihn fast heftig zurück.

„Hast du kein Ehrgefühl?" rief sie. „Ist es nicht schwer genug zu tragen, auch ohne daß du mich in Versuchung führst? Ich sage dir, es ist alles zu Ende. Sattle die Pferde vollends und laß uns aufbrechen. Je eher wir uns auf den Weg machen, desto bälder ist es überstanden, vorausgesetzt, daß uns die Boeren nicht erschießen, was ich für meine Person von Herzen wünsche. Du mußt dich entschließen, dich zu entsinnen, daß ich nichts bin, als deine Schwägerin. Willst du dich dessen nicht erinnern, dann reite ich fort und gehe meinen eignen Weg, und du kannst den deinen gehen."

John sagte nichts mehr; ihr Entschluß war so vernichtend, wie die Notwendigkeit, die denselben herbeigeführt hatte, und sein eigner Verstand, sein eignes Ehrgefühl billigten ihn, was auch seine Leidenschaft dagegen einwenden mochte. Als er sich müde zu den Pferden wandte, um sie vollends zu satteln, bedauerte er beinahe mit Jeß, daß sie nicht beide ertrunken waren und alles überstanden hatten.

Natürlich waren die einzigen Sättel, die sie zu ihrer Verfügung hatten, die der toten Boeren, welche für eine Dame sehr ungeeignet waren. Glücklicherweise hatte Jeß durch beständige Uebung beinahe so gut reiten gelernt, als ob sie zur Reiterei ausgebildet worden wäre, und verstand

es sogar, sich ohne Sattelhorn im Gleichgewicht zu halten, denn sie war sehr häufig auf diese Weise über die ganze Farm geritten. Sobald gesattelt war, überraschte sie den erstaunten John damit, daß sie in den Sattel des älteren und artigeren Tieres sprang, ihren Fuß in den Steigbügel setzte und erklärte, sie sei zum Aufbruch bereit.

„Möchtest du nicht lieber auf andre Weise reiten," fragte John. „Ich weiß wohl, daß dies nicht gewöhnlich ist, aber so fällst du herunter."

„Du wirst es gleich sehen," antwortete sie mit leisem Lachen und setzte ihr Pferd in Galopp. John folgte ihr auf dem andern Pferde und bemerkte mit Erstaunen, daß sie sich auf ihrem glatten Sitz so sicher hielt, als ob sie auf einem Jagdsattel säße, und sich durch ein instinktives Balancieren, das interessant zu beobachten war, im Sattel erhielt. Als sie ein Stück Weges in der Ebene zurückgelegt hatten, hielten sie an, um über den von ihnen einzuschlagenden Weg zu beraten, wobei Jeß auf eine lange Reihe Geier deutete, die sich auf ihre Mörder herabließen. Nach reiflicher Ueberlegung beschlossen sie, Standerton, das noch immer von den Boeren fest eingeschlossen war, zu vermeiden und die entgegengesetzte Richtung zu verfolgen, bis sie an eine sichere Furt über den Vaal gelangen würden. Glücklicherweise kannten sie beide das Land ziemlich genau und John trug auch einen kleinen Kompaß an der Uhrkette, mit dessen Hilfe sie ihre Richtung mit einiger Sicherheit querfeldein verfolgen und sich somit von den Wegen unabhängig machen konnten. Auf den Wegen waren sie einer fast gewissen Gefahr der Entdeckung ausgesetzt, während sie hoffen konnten, im freien Felde — außer wilden Tieren — keine lebende Seele zu treffen. Sollten sie auf Häuser stoßen, so konnten sie dieselben leicht vermeiden, und außerdem war anzunehmen, daß die männlichen Bewohner derselben sich weit von Hause befinden würden.

So ritten sie denn etwa zehn Meilen weit am Ufer entlang, ohne eine Menschenseele zu begegnen, bis sie endlich an eine Stelle kamen, an der das Wasser seicht war und ein Uebergang möglich erschien. Eine nähere Untersuchung

des Ufers ergab, daß vor längstens einer Woche ein schwerbeladener Wagen hier übergesetzt hatte.

„Das gibt genügende Sicherheit," sagte John, „wir wollen es versuchen." Und ohne weiteres gingen sie ins Wasser.

In der Mitte des Stromes war das Wasser so reißend und so tief, daß die Pferde einige Zeit den Grund unter den Füßen verloren; doch sie schwammen rüstig vorwärts, bis sie festen Fuß fassen konnten, und dann langten sie ohne weitere Schwierigkeiten drüben an. Nachdem John seinen Kompaß zu Rate gezogen hatte, ritten sie in gerader Richtung nach Mooifontein weiter; um Mittag sattelten sie in der Nähe eines Gewässers ab und aßen einen kleinen Teil der noch vorhandenen Nahrungsmittel. Nach einer Stunde sattelten sie ihre Pferde wieder und ritten weiter über das einsame, trostlose Gefilde. Das weite Land ringsum war nur von Herden Wildes bevölkert, die mit dem Gedonner einer Schwadron vorübersausten, oder von kleinen Gruppen Geiern, die sich gierig über einen toten Bock hermachten; als sich die Dämmerung über das Feld breitete, fand sie die Flüchtlinge mutterseelenallein in der Wildnis.

„Was ist jetzt zu thun?" sagte John, sein müdes Pferd anhaltend, „in einer halben Stunde wird es Nacht sein."

Jeß glitt schon aus dem Sattel, als sie antwortete: „Absatteln und schlafen, vermutlich."

Sie hatte recht; es war absolut nichts andres zu machen; John begab sich deshalb ans Werk und koppelte die Pferde der Sicherheit halber zusammen, denn es wäre entsetzlich gewesen, wenn sie sich verlaufen hätten. Als dies geschehen war, ging die Dämmerung schon in Nacht über. Die beiden ließen sich nieder und betrachteten ihre Umgebung mit einem der Verzweiflung verwandten Gefühl. So weit das Auge reichte, war nichts zu sehen, als eine weite einsame Ebene, über die der Nachtwind fegte, der in dem binsenartigen Grase rauschte. Nirgends bot sich ein Obdach, nirgends eine Unterbrechung der Einförmigkeit dar, wenn man nicht zwei Ameisenhaufen, die sich fünf Schritt von ihnen erhoben, dafür nehmen will. John ließ sich auf dem

einen, Jeß auf dem andern Ameisenhaufen nieder und so saßen sie wie zwei Pelikane in der Wüste und beobachteten das Verblassen des scheidenden Tages.

„Glaubst du nicht, es wäre besser, wenn wir uns zusammensetzten?“ schlug John kleinlaut vor, „es wäre wärmer.“

„Nein,“ antwortete Jeß barsch, „das glaube ich nicht; ich fühle mich ganz behaglich da, wo ich bin.“

Leider war dies nicht ganz wahr, denn die Zähne der armen Jeß klapperten schon vor Kälte. Bald entdeckten sie, daß das einzige Mittel, ihr Blut in Bewegung zu erhalten, in beständigem Hin- und Hergehen bestand. Nach etwa anderthalb Stunden legte sich der Wind und die Temperatur wurde etwas erträglicher für die beiden leichtgekleideten, halb erstarrten und ganz erschöpften Reisenden. Dann ging der Mond auf und auch die Hyänen, Wölfe oder ähnliche Bestien erschienen und heulten um sie herum, obgleich sie sie nicht sehen konnten. Indessen waren diese Tiere doch für Jeß' Nerven zuviel und sie ließ sich endlich herab, John einzuladen, er solle ihren Ameisenhaufen mit ihr teilen, wo sie dann, einander fest umschlungen haltend und vor Kälte bebend, die endlose Nacht hindurch sitzen blieben. Wäre die Wärme nicht gewesen, die eins von dem andern empfing, so wäre es ihnen wohl noch schlimmer ergangen, denn obgleich die Tage heiß waren, fingen doch die Nächte schon an, sehr kalt zu werden, besonders wenn die Luft, wie jetzt, durch ein heftiges Gewitter vorher bedeutend abgekühlt worden war. Eine andre Schattenseite ihrer romantischen Lage war der Umstand, daß sie von dem Nachttau ganz und gar durchnäßt wurden. So saßen, oder vielmehr kauerten sie Stunde um Stunde beisammen, in einem schlafähnlichen, ermatteten Zustande, aber ohne eigentlich zu schlafen, denn der Schlaf war eine Unmöglichkeit; und doch waren sie trotz all der Trostlosigkeit ihrer Lage nicht ganz unglücklich, weil sie in ihrem Elend vereint waren. Endlich begann der Tag im Osten zu grauen; John erhob sich und schüttelte den Tau von Hut und Kleidern und machte sich, so gut es seine halberstarrten Glieder vermochten, daran, die Pferde zu fangen,

die einige Schritte entfernt bei einander standen und in dem Nebel riesengroß und geisterhaft aussahen. Bei Sonnenaufgang war es ihm gelungen, sie zu satteln, und sie brachen wieder einmal auf; diesmal mußte er Jeß aber in den Sattel heben.

Gegen acht Uhr machten sie Halt und verzehrten ihre letzten Vorräte und dann ging es wieder weiter, langsam genug, denn die Pferde waren fast so müde, wie sie selbst, und man mußte sie schonen, wenn man Mooifontein an diesem Abend noch erreichen wollte. Um Mittag machten sie wieder anderthalb Stunden Rast und setzten dann, gänzlich erschöpft, ihre Reise nach Mooifontein fort, von dem sie ihrer Berechnung nach nur noch sechzehn oder siebzehn Meilen entfernt sein konnten. Etwa zwei Stunden nachher wurden sie von einem neuen Mißgeschick ereilt. Die Richtung, die sie verfolgten, führte über eine Bodenerhöhung hinweg, über ein kleines morastiges Flüßchen und auf der andern Seite wieder einen Abhang hinauf. Sie setzten über das sumpfige Wasser, ritten die gegenüberliegende Anhöhe hinan und befanden sich plötzlich einem Trupp bewaffneter und berittener Boeren gegenüber.

Einunddreißigstes Kapitel.

Jeß findet einen Freund.

Mit lautem Schreien stürzten sich die Boeren auf sie, wie ein Habicht auf einen Sperling. John hielt sein Pferd an und zog seinen Revolver.

„Laß, laß!" rief Jeß, „unsre einzige Hoffnung liegt in der Höflichkeit!" worauf er sich eines Bessern besann, die Waffe wieder einsteckte und dem anführenden Boeren einen guten Tag wünschte.

„Was haben Sie hier zu thun?" fragte der Holländer, worauf John erklärte, sie hätten einen Paß — er zeigte

ihn sofort vor — und seien auf dem Wege nach Mooifontein.

„Ah, zu Oom Croft!“ sagte der Boer, als er den Paß nahm. „Sie werden dort wahrscheinlich zu einer Beerdigung kommen.“ Jeß verstand in diesem Augenblick den Sinn seiner Worte noch nicht. Mißtrauisch untersuchte er den Paß und fragte, woher es komme, daß er mit Wasser befleckt worden sei.

Da Jeß nicht wagte, die Wahrheit zu sagen, erwiderte sie, er sei in eine Pfütze gefallen. Schon war der Boer im Begriff, den Paß zurückzugeben, als sein Blick auf Jeß' Sattel fiel.

„Wie kommt es, daß das Mädchen auf einem Männersattel reitet?“ fragte er. „Wahrhaftig, ich kenne den Sattel; lassen Sie die andre Seite sehen. Richtig, da ist das Loch einer Flintenkugel im Sattelkissen! Das ist Swart Dirks Sattel. Wie sind Sie zu diesem Sattel gekommen?“

„Ich habe ihn ihm abgekauft,“ antwortete John, ohne auch nur einen Augenblick zu zögern. „Ich konnte keinen andern bekommen.“

Der Boer schüttelte den Kopf. „Es gibt Sättel genug in Pretoria,“ sagte er, „und dies ist nicht die Zeit, in der ein Mann seinen Sattel an ein englisches Mädchen verkauft. Ah! Und das hier ist auch ein Boerensattel! Kein Engländer hat eine solche Satteldecke. Der Paß ist ungenügend,“ fuhr er mit kaltem Tone fort, „er hätte von dem Platzkommandanten gegengezeichnet werden müssen. Ich muß Sie gefangen nehmen.“

Jeß begann weitere Ausreden zu suchen, aber er wiederholte einfach: „Ich muß Sie gefangen nehmen,“ und gab seinen Begleitern einige Befehle.

„Da säßen wir wieder in der Patsche,“ sagte sie zu John, „und es bleibt uns nichts übrig, als uns zu fügen.“

„Ich würde es mir nicht so zu Herzen nehmen, wenn sie uns nur was zu essen gäben,“ antwortete John philosophisch, „ich bin ganz ausgehungert.“

„Und ich bin halb tot,“ sagte Jeß lachend, „ich wollte,

sie würden uns erschießen und die Geschichte hätte ein Ende."

„Komm, Jeß, halte den Kopf hoch," entgegnete er, „vielleicht ist uns das Glück noch einmal günstig."

Mit einer Miene, die deutlich besagte, daß sie aufs Schlimmste gefaßt sei, schüttelte sie den Kopf; nun kamen auch noch einige junge Boeren herangeritten und machten die Sache noch angenehmer durch ihre Witze, denen hauptsächlich die Erscheinung der armen Jeß zur Zielscheibe diente, die das Mitleid der meisten Menschen hervorgerufen hätte; doch diese Musterexemplare der goldnen Jugend eines ländlichen Volkes sahen in ihr nur eine ausgiebige Fundgrube zur Heiterkeit. Sie fragten sie, ob sie sich nicht lieber rittlings aufs Pferd setzen wolle, und ob sie ihr Kleid von einem alten Hottentottenweib, das es abgelegt, gekauft oder ob sie sich vielleicht betrunken am Boden gewälzt habe, um sich so zu beschmutzen. In dieser Weise machten sie sich die unvergleichliche Gelegenheit, ihren Witz an einer englischen Dame im Unglück zu üben, zu nutze. Einer der jungen Hunde, Jakobus genannt, ging von Wortwitzen zu Thätlichkeiten über; da er bemerkt hatte, daß Jeß ihren Sitz auf dem Männersattel nur durch geschicktes Hin- und Herwiegen behielt, kam ihm der Gedanke, daß es doch recht nett wäre, sie aus dem Gleichgewicht und zu Falle zu bringen. Er drängte also sein Pferd durch ein plötzliches Drehen des Zügels so scharf an ihr müdes Pferd, daß dieses fast niedergeworfen wurde; doch Jeß war zu flink für ihn und rettete sich vor dem Sturze, indem sie sich rasch an der Mähne festhielt. Sie sagte nichts, wie sie auch vorher ihre Peiniger keiner Antwort gewürdigt, und John hatte glücklicherweise nur wenig von dem verstanden, was sie sagten.

Als aber der junge Boer einen erneuten Versuch machen wollte und eben die Hand ausstreckte, um ihr einen verstohlenen Stoß zu geben, wollte der Zufall, daß John dies sah, der bei dem Anblick dieser Niederträchtigkeit vor Zorn außer sich geriet. Ohne zu überlegen, was er that, befand er sich neben dem Manne, faßte ihn an der Kehle und

schleuderte ihn mit aller Kraft rückwärts über die Kruppe seines Pferdes. Der Mann fiel schwer auf den Rücken und es entstand ein großer Tumult. John zog seinen Revolver und die andern Boeren erhoben ihre Flinten, so daß Jeß dachte, es gehe alles zu Ende, und sich die Hand vors Gesicht hielt, nachdem sie John noch mit einem flüchtigen Blick ihrer schönen Augen für seinen Schutz gedankt hatte. Und wirklich wären sie auch im nächsten Augenblick verloren gewesen, hätte sich nicht der ältere Mann, der ihnen den Paß abgenommen, ins Mittel gelegt; er hatte den ganzen Vorgang beobachtet und das Benehmen seines Begleiters mißbilligt, da er im Grunde ein anständiger Mann war.

„Laßt eure Flinten in Ruh' und die Leute ungeschoren," rief er laut. „Es ist Jakob recht geschehen, denn er hat versucht, das Mädchen vom Pferde zu stoßen. Almagtiger! Es ist kein Wunder, daß die Engländer uns für rohe Bestien halten, wenn ihr Jungens solche Streiche macht! Die Hand von den Flinten, sage ich; helft dem Jakob auf, er sieht so jämmerlich aus, wie ein angeschossener Bock."

Damit war der Streit beigelegt und der lustige, nun an allen Gliedern zitternde Jakob, dem, wie Jeß mit Befriedigung bemerkte, in der That sehr übel zu Mute war, wurde mit Mühe auf sein Pferd gehoben und er setzte seine Reise ohne einen weiteren Funken von Witz und Heiterkeit fort.

Nach einer Weile deutete Jeß auf einen langen, niedern Hügel, der in einer Entfernung von etwa zwölf Meilen auf dem flachen Felde lag, wie ein Felsen in einer Sandwüste.

„Sieh," sagte sie, „dort liegt endlich Mooifontein."

„Noch sind wir nicht dort," bemerkte John traurig.

Eine weitere halbe Stunde schleppte sich langsam dahin, und dann sahen sie plötzlich, als sie über eine Erhöhung kamen, Hans Coetzees Heimwesen unten am Wasser, vor sich liegen. Also dorthin wurden sie gebracht.

Etwa hundert Schritte von dem Hause entfernt, machten die Boeren Halt und beratschlagten untereinander; nur Jakob, der noch immer sehr übel aussah, ritt weiter. Endlich kam der ältere Mann auf sie zu und sagte zu Jeß, der er

den Paß wieder einhändigte: „Sie können heimgehen. Der Engländer muß aber bei uns bleiben, bis wir mehr über ihn in Erfahrung gebracht haben.“

„Er sagt, ich könne gehen — was soll ich thun?“ fragte Jeß, „ich lasse dich nicht gern allein bei diesen Männern.“

„Was du thun sollst? Gehen, natürlich! Ich kann selbst für mich sorgen, und wenn ich es nicht mehr kann, so wärest du sicherlich auch nicht im stande, mir zu helfen. Vielleicht kannst du in der Farm Hilfe finden; jedenfalls mußt du gehen.“

„Vorwärts, Engländer,“ mahnte der Boer.

„Lebe wohl, Jeß,“ sagte John, „Gott segne dich.“

„Lebe wohl, John,“ antwortete sie und blickte ihm einen Augenblick voll in die Augen, dann wandte sie sich ab, um die Thränen zu verbergen, die sich in den ihren sammelten.

Und so schieden sie.

Der Weg über das offne Feld, den sie einschlagen mußte, weil sie sich auf die Straßen nicht wagen konnte, war ihr bekannt; sie zog aber vor, einen Saumpfad zu verfolgen, der über den Hügel im Rücken von Mooifontein führte. Es war nun fünf Uhr und sie und das Pferd befanden sich in einem Zustande größter Erschöpfung, der bei ihr noch durch Mangel an Nahrung und Gemütsbewegungen verschärft wurde. Aber sie war ein starkes Weib mit einem eisernen Willen und dieser erhielt sie auch da noch aufrecht, wo die meisten andern Frauen zusammengebrochen wären. So oder so wollte sie nach Mooifontein gelangen und sie wußte, daß sie es erreichen würde. War sie erst dort und konnte ihrem Geliebten Hilfe senden, so sorgte sie sich nicht um das, was nachher aus ihr werden würde. Der Schritt ihres Pferdes wurde immer langsamer; aus dem wiegenden Galopp, der die angenehmste Art des Reitens in Südafrika ist, fiel das Tier gelegentlich in einen stoßenden kurzen Trab, der für sie eine wahre Todesqual war, und aus dem Trab in Schritt; gerade vor Sonnenuntergang, etwa von sechs Uhr an, wurde der Schritt endgültig beibehalten. Endlich erreichte sie den Abhang, auf dem sich der Hügel von Mooi-

fontein erhob, und hier brach das arme Tier gänzlich erschöpft zusammen. Jeß glitt aus dem Sattel und versuchte es wieder aufzurichten, aber vergeblich — es konnte keinen Schritt mehr weiter kommen. Sie that alles, was sie noch für das Pferd thun konnte, und löste den Sattelgurt, so daß der Sattel herunterfallen mußte, falls es ihm je möglich wurde, sich wieder zu erheben, dann machte sie sich auf, um zu Fuß über den Hügel zu gehen. Mit traurigen Blicken folgte ihr das arme Tier, das begriff, daß es nun verlassen werden sollte; erst wieherte es, dann gelang es ihm, mit einer verzweifelten Anstrengung auf die Füße zu kommen, und es lief etwa hundert Schritt hinter ihr drein, doch nur, um dann aufs neue wieder zusammenzubrechen. Jeß drehte sich um und sah es und, erschöpft wie sie war, lief sie, was sie konnte, um dem traurigen Blick dieser großen Augen zu entgehen. In jener Nacht fiel ein kalter Regen, in dem das Tier umkam, wie es häufig dürftigen und abgehetzten Pferden geht.

Es war schon beinahe Nacht geworden, als Jeß auf der Höhe anlangte und hinunterblickte. Sie kannte die Stelle gut, von hier aus hatte sie stets das Licht aus dem Küchenfenster des Hauses erblickt. Heute nacht war aber kein Licht da. Voll Verwunderung hierüber und von neuer Besorgnis erfüllt, begann sie den Hügel hinabzuklettern. Als sie halbwegs unten war, stiebte plötzlich von der Stelle, an der sich doch das Haus befinden mußte, ein Sprühregen von Funken auf, was durch das Einstürzen eines Stückes Mauer verursacht wurde. Wieder zögerte Jeß, erstaunt und erschreckt — was konnte vorgefallen sein? Entschlossen, dies auf jede Gefahr hin zu ermitteln, schlich sie vorsichtig weiter. Doch ehe sie noch zwanzig Schritt zurückgelegt hatte, fühlte sie plötzlich eine Hand auf ihrem Arm. Zu erschrocken, um zu schreien, wandte sie sich rasch um und eine bekannte Stimme flüsterte ihr zu, „Missie Jeß, Missie Jeß, sind Sie es? Ich bin Jantjé.“

Erleichtert atmete sie auf und ihr Herz, das stillgestanden hatte, begann wieder zu schlagen — hier war doch endlich ein Freund.

„Obgleich Sie so leise gingen, hörte ich Sie doch den Hügel herunterkommen, aber ich konnte nicht sagen, wer es war, weil Sie von Fels zu Fels sprangen und nicht, wie gewöhnlich gingen; immerhin dachte ich, es müsse eine Frau in Stiefeln sein, aber ich konnte nichts sehen, weil der Hügel schon ganz dunkel ist und die Sterne noch nicht aufgegangen sind. So schlich ich mich auf Ihre linke Seite, denn der Wind bläst von rechts, und wartete, bis Sie vorüberkamen, und witterte Sie aus. Dann wußte ich gewiß, daß Sie es waren — Sie oder Missie Bessie; da ja aber Missie Bessie eingesperrt ist, konnte sie es doch nicht sein."

„Bessie eingesperrt," rief Jeß aus und ließ sich nicht einmal Zeit, sich über den hundeartigen Instinkt zu wundern, der den Hottentotten in den Stand setzte, ihre Persönlichkeit festzustellen. „Was meinst du damit?"

„Hierher, Missie, kommen Sie hierher, und ich will es Ihnen sagen;" damit führte er sie nach einer Felsenkluft, in der er seiner wilden Gewohnheit nach, zu schlafen pflegte. Jeß kannte den Platz ganz gut und hatte schon manchmal in des Hottentotten Höhle hineingesehen, wenn sie auch noch nie drinnen gewesen war.

„Warten Sie ein wenig, Missie, ich will gehen und ein Licht anzünden, ich habe eins drin und sie können es von außen nicht sehen;" damit verschwand er. Wenige Sekunden nachher kam er zurück, faßte sie am Aermel und führte sie durch einen vielfach gewundenen schmalen Gang zwischen großen Felsblöcken durch, bis sie an eine Felsenhöhle kamen, aus der sie das Licht schimmern sahen. Jantjé ließ sich auf Hände und Füße nieder und kroch hinein, Jeß folgte ihm nach. Sie befand sich in einem kleinen, viereckigen Gemach von vielleicht sechs Fuß Breite und acht Fuß Höhe, das durch das zufällige Aufeinanderfallen verschiedener großer Felsstücke entstanden war und dessen Dach durch eine natürliche große Steinplatte gebildet wurde. Der Raum, der durch ein Endchen Kerze spärlich erhellt wurde, war sehr schmutzig, wie man es auch von der Behausung eines Hottentotten nicht anders erwarten konnte. Als Jeß, einen dreibeinigen Stuhl, den ihr Jantjé anbot, verschmähend, auf

einen Haufen Felle niedergesunken war, fielen ihre Blicke auf die wunderliche Ausstattung des Gemaches, die eines Lumpen- und Knochensammlers würdig gewesen wäre. Die eine Seite war mit allen nur erdenklichen Arten von Kleidungsstücken geschmückt, vom weißen Galauniformsrock eines österreichischen Offiziers an bis zu einem Paar schrecklicher baumwollener Hosen herab, die Jantjé von dem Körper eines Buschmanns, den er auf seinen Streifzügen entdeckt, „aufgehoben“ hatte. All diese Kleidungsstücke befanden sich auf verschiedenen Stufen des Verfalles und waren offenbar das Ergebnis langjährigen, geduldigen Sammelns. In einem Winkel lagen Stöcke, Prügel, Assegais, sonderbar geformte Steine und Knochen, Bruchstücke von Flintenschlössern, Griffe von zerbrochenen Tischmessern, Teile einer amerikanischen Uhr und derartige Dinge mehr, die von dieser menschlichen Dohle hier zusammengetragen worden waren. Es war ein merkwürdiger Raum und Jeß dachte, als sie auf die schmutzigen Tierhäute zurücksank, sie hätte ein schönes Beispiel einer vorzeitlichen, menschlichen Behausung vor sich, wären nicht die alten Kleider und die Trümmer der amerikanischen Uhr gewesen.

Der Hottentotte wollte ihr berichten, doch sie ließ ihn nicht zu Worte kommen: „Warte einen Augenblick, ehe du anfängst,“ sagte sie. „Hast du irgend etwas zu essen hier? ich bin am Verhungern.“

Jantjé grinste verständnisinnig und zog unter einem Haufen Gerümpel in einer Ecke einen ausgehöhlten Kürbis hervor, der mit einem Stück Eisenblech, dem Bruchstück eines alten Ofens, zugedeckt war und „Maas“ oder geronnene Buttermilch enthielt, die ihm am Morgen eine Frau aus einem benachbarten Kraal gebracht hatte. Hungrig, wie er selbst war, denn er hatte den ganzen Tag noch keine Nahrung zu sich genommen, übergab er Jeß doch das Gefäß, nebst einem Holzlöffel, ohne das geringste Zögern und sah ihr, auf dem Felsen vor ihr niedergekauert, zu, wie sie sein Nachtessen mit äußerstem Behagen verzehrte. Ohne zu ahnen, daß sie einen hungrigen Mann beraubte, aß Jeß die „Maas“ bis auf den letzten Tropfen aus und war glücklich, daß das

nagende Gefühl von Uebelkeit, das sie gepeinigt hatte, nachließ.

„Nun sage mir, was du weißt," sagte sie endlich.

Jantjé begann nun von Anfang an, die Ereignisse des Tages zu berichten, soweit sie ihm bekannt waren. Als er ihr erzählte, wie der alte Mann, mit Tritten und Schlägen und Schimpfworten aus seinem eignen Hause geschleppt worden war, funkelten Jeß' Augen und sie knirschte buchstäblich mit den Zähnen vor Wut; die Empfindungen, die sie erfüllten, als sie hören mußte, daß ihr alter Onkel zum Tode verurteilt worden sei und bei Tagesanbruch erschossen werden solle, sind einfach unbeschreiblich. Von dem Zusammenhang dieser Ereignisse mit Bessie hatte Jantjé keine Ahnung und konnte ihr deshalb nur mitteilen, daß Frank Müller in der kleinen Pflanzung eine Unterredung mit ihrer Schwester gehabt hatte, und daß diese nach derselben in der Vorratskammer eingesperrt worden sei, wo sie sich noch befinde. Dies genügte aber für Jeß, die Müllers Charakter vielleicht besser kannte, als irgend jemand sonst, und der auch seine Absichten auf Bessie nicht fremd waren. Kurzes Nachdenken klärte ihr alles auf; sie erkannte nun klar, warum ihnen der Paß bewilligt worden war, wie auch die Veranlassung zu dem großen, teilweise erfolgreichen Mordanschlag, dessen Opfer sie geworden waren. Sie begriff auch, warum ihr alter Onkel zum Tode verurteilt worden — dadurch sollte ein Druck auf Bessie ausgeübt werden; dieser Mensch war auch dazu fähig. Ja, es war ihr alles klar wie der Tag und sie schwur sich in ihrem Herzen, daß sie, trotz ihrer anscheinenden Hilflosigkeit, Mittel und Wege finden würde, dies zu verhindern. Aber welche Mittel, welchen Weg? Ach, wenn nur John hier wäre! Aber er war nicht hier und sie mußte ohne ihn handeln, und das wollte sie auch — hätte sie nur den einzuschlagenden Weg schon erkannt. Zu allererst dachte sie daran, kühn und offen hinunterzugehen, Frank Müller gegenüberzutreten und ihn vor all seinen Leuten des Mordes zu bezichtigen; bei näherer Ueberlegung erkannte sie aber, daß dies nicht rätlich sei, denn um seiner eignen Sicherheit willen wäre er genötigt gewesen, sie auf

irgend eine Weise zum Schweigen zu bringen, und das beste, was sie erwarten konnte, wäre gewesen, daß er sie eingesperrt und dadurch unschädlich gemacht hätte. Wenn sie sich nur mit Bessie ins Einvernehmen setzen könnte! Jedenfalls war es unumgänglich notwendig, daß sie alles erfuhr, was vorging. Sie hätte sonst ebensogut hundert Meilen als hundert Schritt entfernt sein können.

„Jantjé,“ sagte sie, „sage mir, wo die Boeren sind.“

„Einige sind in der Remise, andre stehen Schildwache und die übrigen befinden sich unten bei dem großen Wagen, den sie mitgebracht und hinten bei den Gummibäumen ausgespannt haben. Auch der Wagen, in dem vorhin der Geistliche kam, ist dort.“

„Und wo ist Frank Müller?“

„Ich weiß es nicht, Missie, aber er brachte ein Zelt für sich mit und das hat man zwischen zwei großen Gummibäumen aufgeschlagen.“

„Jantjé, ich muß hinuntergehen und herausbringen, was dort vorgeht, und du mußt mich begleiten.“

„Sie werden gefangen werden, Missie; eine Schildwache steht hinter dem Wagenhause und zwei vor demselben. Aber,“ setzte er hinzu, „vielleicht können wir in die Nähe kommen; ich will einmal hinausgehen und sehen, ob es schon ganz Nacht ist.“

Bald kam er wieder zurück und sagte, es regne leicht und die Wolken verhüllten die Sterne, so daß es ganz dunkel sei.

„Gut, so wollen wir gleich gehen,“ sagte Jeß.

„Missie, es wäre besser, Sie gingen nicht,“ antwortete Jantjé, „Sie werden ganz naß werden und die Boeren werden Sie gefangen nehmen. Es ist besser, Sie lassen mich gehen; ich kann überall wie eine Schlange herumkriechen, und wenn sie mich je erwischen, so kommt weniger darauf an.“

„Du mußt mitkommen, aber ich gehe auch; ich muß alles erfahren.“

Der Hottentotte zuckte die Achseln und fügte sich; und nachdem er die Kerze gelöscht, krochen sie leise und geisterhaft hinaus in die Nacht.

Zweiunddreißigstes Kapitel.

Er soll sterben.

Die Nacht war still und sehr dunkel und ein leichter kalter Regen fiel leise und beharrlich nieder, wie er im Wakkerstroomer und New Shotländer Bezirk in Transvaal häufig ist, und der mehr Aehnlichkeit mit einem richtigen nordischen Nebel als mit sonst etwas hat. Dieser Regen war ihrem Unternehmen so günstig als möglich und unter seinem Schutze schlichen sich der Hottentotte und das weiße Mädchen den Hügel hinunter, bis sie nur noch etwa zwölf Schritte von der Rückseite des Wagenhauses entfernt waren, dann streckte Jantjé, der den Führer machte, plötzlich die Hand aus und hielt Jeß zurück und in demselben Augenblick vernahm sie die Schritte der Schildwache, die gemächlich auf und ab schlenderte; einige Minuten blieben Jeß und Jantjé regungslos und wußten nicht, was sie thun sollten, als plötzlich ein Mann mit einer Laterne in der Hand um die Ecke des Hauses bog. Als sie die Laterne sah, war Jeß' erster Gedanke, zu fliehen, aber Jantjé gab ihr durch ein Zeichen zu verstehen, daß sie sich ruhig verhalten solle. Der Mann mit der Laterne, der sich dem andern näherte, hielt das Licht so über seinen Kopf, daß er in dem Regen und Nebel ganz riesig und schattenhaft aussah; plötzlich wandte er den Kopf um und Jeß sah, daß es Frank Müller selbst war; er blieb einen Augenblick stehen und wartete, bis die Schildwache an ihn herangekommen war.

„Du kannst zu deinem Abendbrot gehen," sagte er. „Komm in einer halben Stunde zurück, so lange werde ich die Verantwortung für die Gefangenen übernehmen."

Der Mann antwortete noch ein paar Worte und ging dann von Müller gefolgt auf die andre Seite des Gebäudes.

„Kommen Sie," flüsterte Jantjé; „in der Mauer der Vorratskammer ist ein Luftloch, vielleicht können Sie mit Missie Bessie sprechen."

Jeß wartete eine zweite Aufforderung nicht ab und befand sich im nächsten Augenblick an der Mauer; sie fuhr mit der Hand über dieselbe und fand das Luftloch, dessen sie sich sehr wohl erinnerte, weil sie als Kinder hier Versteckens zu spielen pflegten. Schon war sie im Begriff, Bessie durch die Oeffnung zuzuflüstern, als die Thür an der gegenüberliegenden Seite aufging und Frank Müller, die Laterne in der Hand, eintrat. Einen Augenblick blieb er auf der Schwelle stehen und öffnete den Schieber der Laterne, um das Licht besser herausfallen zu lassen; er trug keinen Hut, sondern hatte nur einen dunkeln Regenmantel um die Schultern geworfen, was ihn noch größer und stattlicher erscheinen ließ, und Jeß dachte, als der Lichtschein sein Gesicht beleuchtete und bis auf den goldnen Bart hinunterfiel, sie habe wirklich noch nie einen schöneren Menschen gesehen. In der nächsten Minute hatte er die Laterne umgedreht und nun wurde Bessie sichtbar, die auf einem halbvollen Getreidesack saß und offenbar beinahe eingeschlafen war, wenigstens machte sie ihre großen blauen Augen weit auf und sah sich verwundert um, wie jemand, der plötzlich erwacht. Ihre goldnen Locken fielen in wirrer Unordnung über ihre schöne Stirne und ihr Gesicht war bleich und kummervoll und zeigte tiefe blaue Ränder unter den Augen. Als sie ihres Besuches ansichtig wurde, stand sie hastig auf und zog sich so weit von ihm zurück, als die Säcke es ihr gestatteten.

„Was hat dies zu bedeuten?“ fragte sie mit leiser Stimme. „Sie haben meine Antwort gehört; warum kommen Sie, um mich wieder zu quälen?“

Er setzte die Laterne auf einen aufrechtstehenden Kornsack, ehe er antwortete. Jeß sah, daß er sich Zeit zur Ueberlegung nahm.

„Lassen Sie uns die Sachlage noch einmal betrachten,“ sagte er endlich mit seiner vollen reichen Stimme. „Ich habe Ihnen heute früh die Wahl gelassen, ob Sie mich morgen heiraten oder Ihren alten Onkel und Wohlthäter erschießen sehen wollen. Ferner habe ich Ihnen gesagt, daß ich, wenn Sie nicht in die Heirat willigen, Ihren Onkel

erschießen lassen und mich Ihrer ohne die Ceremonie des Heiratens bemächtigen werde. War es nicht so?"

Bessie antwortete nicht, und er fuhr, seine Augen fest auf sie gerichtet, fort:

„Ihr Stillschweigen bestätigt dies, und ich will fortfahren. Ehe ein Mann von Rechts wegen erschossen werden kann, muß er vor Gericht gestellt und verurteilt werden. Ihr Onkel ist vernommen und verurteilt worden."

„Ich habe alles gehört, grausamer Mörder, der Sie sind," sagte Bessie, zum erstenmal aufsehend.

„Ich dachte mir, Sie würden durch den Spalt alles mit anhören, und ließ Sie deshalb hierher bringen. Sie werden nun aber auch gesehen haben, daß es mir ernst ist. Der alte Mann hat sich gut gehalten, nicht wahr? Alle Achtung vor ihm! er ist ein tapfrer Mann und wird auch im letzten Augenblick nicht mit den Wimpern zucken. Das thut das englische Blut, das beste in der Welt. Ich bin stolz darauf, englisches Blut in meinen Adern zu haben."

„Können Sie mir nicht, statt mich zu quälen, einfach sagen, was Sie wollen?" fragte Bessie.

„Ich hatte nicht die Absicht, Sie zu quälen; wenn Sie es aber wünschen, will ich zur Sache kommen. Es ist kurz dies: Wollen Sie nun einwilligen, mich morgen zu heiraten, oder wollen Sie mich zwingen, das Urteil an Ihrem alten Onkel vollziehen zu lassen?"

„Ich will Sie nicht heiraten, ich will es nicht! Ich hasse Sie und trotze Ihnen!"

Müller sah sie gelassen an und nahm dann das Todesurteil und einen Bleistift aus seinem Taschenbuch.

„Sehen Sie, Bessie," sagte er, „dies ist das Todesurteil Ihres Onkels. Noch ist es wertlos und ungültig, denn ich habe es noch nicht unterzeichnet, obgleich ich es, wie Sie sehen, von allen andern unterschreiben ließ. Sobald ich meine Unterschrift darunter gesetzt habe, kann es nicht mehr umgestoßen, sondern muß vollstreckt werden. Bestehen Sie auf Ihrer Weigerung, so unterschreibe ich es vor Ihren Augen;" er legte das Blatt Papier auf das Taschenbuch und nahm den Bleistift in die rechte Hand.

„Oh, es ist nicht möglich, es ist nicht möglich! Sie können kein solcher Satan sein!“ klagte das unglückliche Mädchen händeringend.

„Ich versichere Sie, daß Sie sich irren; ich kann und will es thun. Ich bin zu weit gegangen, um einem alten Engländer zulieb wieder umkehren zu können. Hören Sie, Bessie, Ihr Liebhaber, Kapitän Niel, ist tot, das wissen Sie.“

Jeß, die an der andern Seite der Wand stand, hatte Lust, zu rufen: „es ist eine Lüge!“ aber sie erinnerte sich noch rechtzeitig an die Notwendigkeit zu schweigen und unterdrückte den Ausruf.

„Und was mehr ist,“ fuhr Müller fort, „auch Ihre Schwester Jeß ist tot; sie ist vor zwei Tagen gestorben.“

„Jeß tot! Jeß tot! Es ist nicht wahr! Wie können Sie wissen, daß sie tot ist?“

„Einerlei! Ich will es Ihnen einmal erzählen, wenn wir verheiratet sind. Sie ist tot, und Sie stehen ohne Ihren Onkel ganz allein in der Welt. Wenn Sie nun auf Ihrer Antwort beharren, so wird auch er bald nicht mehr sein und sein Blut über Ihr Haupt kommen, denn Sie haben ihn gemordet.“

„Und wenn ich ja sagen würde, was könnte es ihm helfen?“ rief sie leidenschaftlich. „Er ist durch Ihr Kriegsgericht verurteilt — Sie würden mich nur betrügen und ihn doch ermorden lassen.“

„Auf meine Ehre, nein! Vor der Trauung gebe ich dies Urteil dem Geistlichen, und er soll es, gleich nachdem dieselbe stattgefunden hat, verbrennen. Die Leute, die Ihren Onkel verurteilt haben, sind wie Wachs in meiner Hand und fühlen außerdem gar kein Bedürfnis, Ihren Onkel zu erschießen, ja sie werden sogar froh sein, wenn die Sache ohne dies abgeht. Ihr Onkel soll ungefährdet nach Natal gehen, oder hier bleiben — was er lieber will. Sein Eigentum soll ihm gesichert und eine Entschädigung für das abgebrannte Haus bezahlt werden — das schwöre ich bei Gott!“

Sie blickte ihn an, und er sah, daß sie geneigt war, ihm zu glauben.

„Es ist wahr, Bessie, es ist wahr — ich selbst will das Haus wieder aufbauen, und wenn ich den Mann ausfindig machen kann, der das Feuer angelegt hat, so lasse ich ihn erschießen. Kommen Sie, seien Sie vernünftig. Der Mann, den Sie liebten, ist tot und kein Seufzen und Klagen führt ihn je wieder in Ihre Arme zurück. Ich allein bin übrig geblieben; ich, der ich Sie mehr liebe als mein Leben, mehr als je zuvor ein Weib von einem Manne geliebt worden ist. Sehen Sie mich an, Bessie, kann mich nicht jedes Mädchen heiraten, wenn ich auch nur ein Boer bin? Und ich habe Verstand, Bessie, Verstand, der uns beide groß machen soll. Wir sind füreinander geschaffen — ich weiß dies seit Jahren, und langsam, langsam habe ich mir den Weg zu Ihnen gebahnt, bis ich Sie nun endlich erfassen kann," und er breitete beide Arme nach ihr aus.

„Geliebte," fuhr er mit sanfter, halbträumerischer Stimme fort, „meine Geliebte, meine heiß Ersehnte, gib nach — gib nach! Zwinge mich nicht zu diesem neuen Verbrechen; um deinetwillen möchte ich gut werden und kein Blut mehr vergießen. Ich glaube, wenn du erst mein Weib bist, wird all das Böse von mir weichen, und ich werde ein guter Mensch werden. Gib nach, und nie soll ein Weib einen Gatten gehabt haben, wie ich einer für dich sein werde. Dein Leben soll angenehm und schön sein, du sollst alles haben, was Geld und Macht verschaffen können. Gib nach um deines Onkels, um der großen Liebe willen, die ich für dich hege."

Langsam hatte er sich Bessie genähert, deren Gesicht einen halb bezauberten Ausdruck zeigte; als er jedoch die Hand nach ihr ausstreckte, raffte sie sich zusammen, stieß ihn zurück und rief: „Nein, nein! Ich hasse Sie — ich kann ihm nicht untreu werden, ob er lebe oder tot sei. Ich töte mich — ich weiß gewiß, daß ich dies thun werde."

Er antwortete nichts, sondern umschloß nur ihre bebende Gestalt mit seinen starken Armen und zog sie mit so leichter Mühe an sich, als wäre sie ein Kind. Und nun schien sie plötzlich nachzugeben; diese Umarmung war das äußere Zeichen

seiner grausamen Herrschaft, und sie kämpfte nicht mehr gegen dieselbe an — weder innerlich, noch äußerlich.

„Willst du mich heiraten, Liebling — willst du?“ flüsterte er, seinen Mund so nahe an ihre goldnen Locken bringend, daß Jeß nur mit äußerster Anstrengung die Worte verstehen konnte.

„Ich werde wohl müssen — aber ich werde sterben — es wird mich töten.“

Er preßte sie an sein Herz und küßte ihr schönes Antlitz wieder und wieder. Im nächsten Augenblick vernahm Jeß die Schritte der zurückkehrenden Schildwache, und Jantjé faßte sie bei der Hand und zog sie fort. Wenige Augenblicke nachher erstiegen sie wieder den Hügel und waren auf dem Wege nach des Hottentotten Behausung. Sie war hinuntergegangen, um zu erfahren, wie die Sache stünde, und sie wußte es nun. Es wäre ein unmöglicher Versuch, ihre Wut, ihre Entrüstung, ihren Durst nach Rache an dem Manne, der versucht hatte, sie und ihren Geliebten zu ermorden, und nun die Ehre ihrer Schwester mit dem Leben ihres guten, alten Onkels erkaufen wollte, zu schildern. All ihre Müdigkeit war vergessen; sie war außer sich über das, was sie gehört und gesehen, außer sich bei dem Gedanken an das, was geschehen war und noch geschehen mußte. Selbst ihre Liebe vergaß sie darüber, und sie schwur, Frank Müller solle Bessie nun und nimmer heiraten, sie werde es verhindern, solange sie lebe. Wäre sie ein schlechtes Weib gewesen, so hätte sie darin eine günstige Wendung für sich erblickt; denn war Bessie einmal mit Frank Müller vermählt, so war John frei und konnte sie heiraten, aber dieser Gedanke kam ihr gar nicht in den Sinn. Welche Fehler Jeß auch gehabt haben mag — sie war ein aufopferungsfähiges, ehrenhaftes Weib und wäre eher gestorben, als daß sie einen solchen Vorteil wahrgenommen hätte. Endlich langten sie an ihrem Zufluchtsort an und krochen hinein.

„Mache Licht!“ sagte Jeß.

Jantjé tastete herum und fand endlich ein Streichholz; das Lichtstümpfchen war aber beinahe ausgebrannt, und der Hottentotte zog aus einer Ecke eine Schachtel hervor,

die lauter drei bis vier Zoll lange Lichtreſtchen enthielt. Jeß erinnerte ſich daran, daß ſie ſeit Jahren nicht hatte herausbringen können, wo die Lichtreſte in ihrem Haushalt hinkamen. Nun war das Geheimnis aufgeklärt.

„Geh hinaus und laß mich allein; ich muß nachdenken.“

Der Hottentotte gehorchte, und ſie ſetzte ſich auf einen Haufen Felle und begann, die Stirn in die Hand gelegt, über ihre Lage nachzudenken, während ihre Finger durch ihr regenfeuchtes, ſeidenes Haar glitten. Sie kannte Frank Müller gut genug, um zu wiſſen, daß er Wort halten würde. Heiratete ihn Beſſie nicht, ſo würde er den alten Mann ermorden und ſie nachher doch entführen. Beſſie war der einzige Preis für ihres Onkels Leben; aber Beſſie durfte nicht in dieſer Weiſe geopfert werden — der Gedanke ſchon war ihr entſetzlich.

Aber wie konnte dies verhindert werden? Wieder dachte ſie daran, Frank Müller entgegenzutreten und ihn öffentlich des Mordverſuches anzuklagen, aber ſie ließ den Gedanken ſofort wieder fallen. Wer würde ihr geglaubt und was würde dies auch genützt haben? Man hätte ſie eingeſperrt und unſchädlich gemacht, vielleicht auch ohne weiteres ermordet. Dann dachte ſie daran, ſich mit Beſſie und ihrem Onkel ins Einvernehmen zu ſetzen und ihnen zu ſagen, daß John am Leben ſei. Doch auch dies war unausführbar und würde zu nichts führen, als daß Beſſie in ihrem Widerſtand beſtärkt und ihr Onkel um ſo gewiſſer erſchoſſen würde. Nun überlegte ſie, woher ſie vielleicht Beiſtand bekommen könnte. Ach, auch dies war unmöglich! Die einzigen Menſchen, von denen ſie Hilfe erlangen konnte, waren die Eingeborenen, und nun, da die Boeren über die Engländer geſiegt hatten, war es mehr als zweifelhaft, ob die Kaffern wagen würden, ſie zu unterſtützen. Außerdem würde es im günſtigſten Falle mindeſtens vierundzwanzig Stunden dauern, bis ſie eine kleine Streitmacht geſammelt hätte, und dann war es zu ſpät. Nirgends ſah ſie einen Hoffnungsſchimmer!

„Was in der Welt vermag denn einem Mann, wie Frank Müller, Halt zu gebieten?“

Und wie durch Eingebung stand die Antwort plötzlich klar vor ihrem Geiste: „Der Tod!“

Der Tod und nur der Tod allein konnte ihm Einhalt thun. Nach einem Augenblick schon hatte sie sich mit dem Gedanken vertraut gemacht, doch ein zweiter Gedanke folgte rasch dem ersten. Frank Müller mußte sterben, sterben, ehe der Morgen graute, denn es gab kein andres Mittel, diesen gordischen Knoten zu zerhauen und Bessie und ihren Onkel zu retten. War er tot, so konnte er Bessie nicht heiraten, und wenn er starb, ohne das Todesurteil unterschrieben zu haben, so konnte dieses nicht vollstreckt werden. Dies war die Lösung des Rätsels — aber es war eine entsetzliche Lösung.

Doch es war nur gerecht, daß er sterben sollte, denn hatte er nicht gemordet und versucht, zu morden? Hatte je ein Mann einen raschen, schrecklichen Urteilsspruch verdient, so war dies sicher Frank Müller.

Und so zog dies anscheinend so hilflose Mädchen in der jämmerlichen Höhle eines Hottentotten den mächtigen Mann vor das Gericht ihres Gewissens und verurteilte ihn, zwar ohne Erbitterung, aber auch ohne Mitleid, zur Vernichtung.

Aber wer sollte das Urteil vollstrecken? Ein entsetzlicher Gedanke zuckte durch ihren Geist und machte ihr Blut erstarren — doch nein, da war sie noch nicht angelangt. Ruhelos wanderten ihre Augen durch die Höhle und blieben schließlich auf Jantjés Assegais haften, und damit kam ihr eine zweite Eingebung. Jantjé sollte es thun; John hatte ihr einmal in Pretoria die schreckliche Geschichte von der Ermordung der Familie Jantjés durch Frank Müller erzählt; es war ganz in der Ordnung, daß dieser Teufel in Menschengestalt durch den Nachkommen dieser Unglücklichen von der Oberfläche der Erde vertilgt wurde — es läge darin sogar ein wenig poetische Gerechtigkeit und die ist so selten in der Welt. Aber es war die Frage, ob er es auch thun würde. Der kleine Mann war ein Ausbund von Feigheit und hatte große Angst vor den Boeren, namentlich vor Frank Müller.

„Jantjé,“ flüsterte sie, ihren Kopf aus der Oeffnung steckend.

„Ja, Missie,“ antwortete eine heisere Stimme von außen, und im nächsten Augenblick kam sein affenartiges Gesicht, dem seine noch affenartigere Gestalt folgte, in den Umkreis des Lichts.

„Setze dich hierher, Jantjé, ich fühle mich so einsam und möchte mit dir plaudern.“

Er gehorchte grinsend. „Von was sollen wir sprechen, Missie? Soll ich Ihnen, wie vor Jahren, eine Geschichte erzählen aus der Zeit, in der die Tiere noch sprachen?“

„Nein, Jantjé. Erzähle mir von dem Stock — von dem Stock mit dem Knopf oben und den vielen Einschnitten. Hat er nicht etwas mit Frank Müller zu thun?“

Des Hottentotten Gesicht nahm sofort einen bösen Ausdruck an. „Ja, ja, Missie!“ sagte er, streckte seine magere Pfote aus und ergriff den Stock. „Sehen Sie, dieser große Einschnitt ist mein Vater, Baas Frank hat ihn erschossen; dieser Einschnitt bedeutet meine Mutter, Baas Frank hat sie erschossen; der nächste, das ist mein Onkel, Baas Frank hat auch ihn erschossen. Und diese kleinen Schnitte sagen, daß er mich geschlagen hat — ja, und andre Dinge auch. Und nun mache ich noch mehr Einschnitte: einen für das abgebrannte Haus, einen für den alten Baas Croft und einen für Missie Bessie.“ Damit zog er sein großes Jagdmesser mit weißem Griff hervor und begann sie in das harte Holz zu schneiden.

Jeß kannte das Messer von früher; es war Jantjés höchster Schatz, die Freude seines engen, kleinen Herzens. Es war ein sehr schweres, einen Fuß langes, geripptes Messer.

„Laß die Einschnitte, Jantjé, und zeige mir das Messer,“ sagte Jeß.

Er gehorchte und legte es in ihre Hand.

„Mit diesem Messer könnte man einen Mann töten, Jantjé. Man könnte zum Beispiel Frank Müller damit töten, nicht wahr?“ sagte sie und beugte sich plötzlich vor-

wärts und heftete ihre dunkeln Augen fest auf die gelben Augäpfel des kleinen Mannes.

„Ja, ja,“ antwortete er zurückfahrend, „es würde ihn töten. Ach! was wäre das für eine Wonne, ihn zu töten!“ fügte er mit einem sonderbaren, halbkichernden, halb lachenden Tone hinzu.

„Er hat deinen Vater ermordet, Jantjé.“

„Ja, ja, er hat meinen Vater ermordet,“ sagte Jantjé.

„Er hat deine Mutter ermordet.“

„Ja, ja, er hat meine Mutter ermordet,“ sprach er ihr mit wachsender Wut nach.

„Und deinen Onkel. Er hat auch deinen Onkel ermordet.“

„Auch meinen Onkel,“ fuhr er fort, wobei sich seine Stimme bis zu unterdrücktem Schreien erhob. „Aber er wird eines blutigen Todes sterben — die alte Engländerin, seine Mutter, hat es gesagt, als der Teufel in ihr war, und die Teufel lügen nie. Ich habe Baas Franks Kreis im Staube mit meiner Zehe gezogen, und ich sage die Worte, wie es mich ein alter Zauberdoktor gelehrt hat. Ich habe es schon einmal gethan: damals lag ein Stein im Wege, heut ist keiner da: sehen Sie, die Enden treffen zusammen! Er stirbt in Blut; er wird bald sterben; ich verstehe den Kreis zu deuten;“ er knirschte mit den Zähnen und fuchtelte mit seinen geballten Fäusten in der Luft herum.

„Ja, du hast recht, Jantjé,“ sagte sie und hielt ihn noch immer fest mit ihren dunkeln Augen. „Er wird eines blutigen Todes sterben und noch in dieser Nacht, und du wirst ihn töten, Jantjé.“

Der Hottentotte fuhr auf und erblaßte unter seiner gelben Haut.

„Wie?“ sagte er, „wie?“

„Neige dich zu mir herüber, Jantjé, und ich werde dir sagen wie,“ und sie flüsterte ihm einige Minuten lang ins Ohr.

„Ja! ja! ja!“ rief er, als sie zu Ende war. „Oh, wie schön ist es, so klug zu sein wie die Weißen! Ich töte ihn heute nacht, und dann kann ich die Einkerbungen aus

meinem Stock herausschneiden, und die Gespenster meiner Eltern und meines Onkels werden aufhören, im Dunkeln um mich herum zu heulen, wie sie es jetzt thun, wenn ich schlafe.“

Dreiunddreißigstes Kapitel.

Rache.

Drei oder vier Minuten lang flüsterten sie zusammen, dann erhob sich der Hottentotte, um zu sehen, was bei den Boeren unten vorging, und ob sich Frank Müller in sein Zelt zurückgezogen habe. Sobald er dies bemerkt hatte, sollte er Jeß davon benachrichtigen, und dann wollten sie über die letzten Schritte entscheiden.

Als er gegangen war, atmete Jeß erleichtert auf. Es war eine anstrengende Aufgabe für sie gewesen, Jantjés Rachedurst bis auf diesen Punkt zu reizen; nun aber war es geschehen und die That beschlossene Sache. Freilich, das Ende konnte niemand absehen. Sie würde thatsächlich eine Mörderin sein, und sie fühlte, daß früher oder später diese Schuld sich rächen würde. Trotzdem spürte sie keine Gewissensbisse, denn Frank Müller würde nur einen wohlverdienten Lohn erhalten; aber dessenungeachtet war es entsetzlich, daß sie ihre Hände in Blut tauchen mußte, auch wenn es um Bessies willen geschah.

War Müller ermordet, so würde, vorausgesetzt, daß John den Boeren entkam, Bessie ihn heiraten und glücklich werden, aber was würde aus ihr werden? Ihrer Liebe beraubt und dies Verbrechen auf der Seele — was blieb ihr andres übrig, als zu sterben? Es war am besten, zu sterben und ihn niemals wiederzusehen, denn ihr Schmerz und ihre Schande waren mehr, als sie ertragen konnte. Und dann begann sie, an John zu denken, bis ihr armes Herz zu brechen drohte. Bessie konnte ihn niemals lieben, wie sie ihn liebte, dessen war sie gewiß, und doch sollte Bessie

ihn besitzen, und sie — sie mußte gehen, es blieb ihr nichts andres übrig. War aber die That vollbracht, Bessie befreit und sie verschwunden, so würde sie doch ehrenhaft gehandelt haben. So saß sie da und schlug die Hände vor ihr Gesicht, das wie Feuer brannte, obgleich sie bis auf die Haut naß war und unter dem durchdringenden Nachttau fröstelte. Ein heftiges körperliches und geistiges Fieber hatte sie infolge der Gemütsbewegung, des Hungers und der Unbilden der Witterung, denen sie ständig ausgesetzt gewesen, befallen. Aber ihr Geist war klar, so klar, wie er früher nie gewesen; jeder Gedanke gewann feste Umrisse und verschwamm nicht mit andern Gedanken, wie dies sonst leicht zu gehen pflegt. Es war ihr, als sähe sie sich selbst allein — ganz allein, allein für immer und ewig — fortwandern, während John und Bessie Hand in Hand ihr aus der Ferne trauernd nachblickten. Da es denn doch so sein mußte, wollte sie ihm schreiben, ihm noch ein Wort des Lebewohls sagen — ohne dies vermochte sie nicht zu scheiden. Sie hatte einen Bleistift und den Boerenpaß, und dessen Rückseite, so voll Wasserflecken sie auch war, sollte ihrer Absicht dienen; sie zog das Papier hervor und legte es, gegen das Licht gewandt, auf ihr Knie.

„Lebe wohl," schrieb sie, „lebe wohl! Wir dürfen uns in dieser Welt nicht wiedersehen, und es ist auch besser so — ob es eine andre Welt gibt, weiß ich nicht. Gibt es eine, so werde ich dort Deiner harren, und sollte ich zehntausend Jahre warten müssen; wenn nicht, so lebe wohl für ewig! Denke manchmal an mich zurück, denn ich habe Dich heiß geliebt, so heiß wie Dich niemand wieder lieben wird, und solange ich lebe, sei es in dieser oder in jener Welt, und wo ich bin, werde ich Dich und nur Dich allein lieben. Vergiß meiner nicht — solange ich nicht vergessen bin, werde ich nicht tot sein. — J."

Sie nahm das Papier auf, legte es aber gleich wieder nieder und begann nun rasch, und beinahe ohne etwas zu verbessern, Verse zu schreiben; es war dies eine alte Gewohnheit von ihr, die sich nun halb unbewußt und unwiderstehlich geltend machte:

„Wenn eine Hand, die dir zum Schein gereicht,
Und kosend deine Stirne einst berührt,
Dir treulos in des Lebens Nacht entweicht,
Das Ideal zerstört, das einst dein Herz gerührt,
Dann denke mein —"

Als sie so weit gekommen, hielt sie unbefriedigt inne, fuhr mit dem Bleistift durch die Strophen und begann aufs neue:

„Und muß ich sterbend heute dich verlassen,
So wirst du liebend mir ins Antlitz blicken,
Mit weißen Blumen mir die Locken schmücken,
Die kalte Wange küssend mich umfassen,
Verzweifelnd wirst du mir die Hände falten,
Die armen Hände hier, die leeren, kalten!

Und muß ich sterbend heute dich verlassen,
So wirst du liebend noch zurück dir rufen,
Was diese Hände einst an Glück dir schufen,
Jedwedes Wort, mein Lieben und mein Hassen,
Den Stolz und was ich einst gefehlt im Leben,
Wirst liebevoll du heute mir vergeben!

Es naht der Tod, ich sehe schon sein Winken;
In Nebel hüllen sich des Schicksals Sterne,
Den ernsten Ruf vernehm' ich aus der Ferne
Und alles seh' ich schon in Nacht versinken.
Ist mir ein traumlos Ruhen nun beschieden,
Stört auch die Liebe nimmer meinen Frieden!"

Sie hielt inne, offenbar mehr, weil ihr das Papier ausgegangen war, als aus einem andern Grund, und ohne es auch nur noch einmal zu überlesen, schob sie das Blatt Papier in ihren Busen und war bald in tiefe Gedanken versunken.

Zehn Minuten später kam Jantjé wie eine Schlange in Menschengestalt hereingekrochen; Regentropfen glänzten auf seinem gelben Gesicht.

„Nun," flüsterte Jeß auffahrend, „hast du es gethan?"

„Nein, Missie, nein. Baas Frank ist erst jetzt in sein Zelt gegangen, und er hat mit dem Geistlichen gesprochen,

etwas über Missie Bessie, aber ich weiß nicht was. Ich war ganz nahe, aber er sprach so leise, daß ich nur den Namen verstehen konnte."

„Sind die Boeren alle schlafen gegangen?"

„Alle, Missie, bis auf die Schildwachen."

„Steht eine Wache vor Baas Franks Zelt?"

„Nein, Missie, es ist niemand in der Nähe."

„Wieviel Uhr ist es, Jantjé?"

„Drei und ein halb Uhr nach Sonnenuntergang (halb elf Uhr)."

„Wir wollen noch eine halbe Stunde warten, dann mußt du gehen."

Schweigend saßen sie bei einander; jedes hing seinen eignen Gedanken nach. Plötzlich zog Jantjé sein großes Messer heraus und begann es an einem Stück Leder zu wetzen.

Bei diesem Anblick wurde es Jeß übel zu Mut. „Laß das Messer," sagte sie rasch, „es ist scharf genug."

Mit schwachem Grinsen gehorchte Jantjé und träge schlichen die Minuten dahin.

„Nun mußt du gehen, Jantjé," sagte Jeß endlich und ihre Stimme klang heiser.

„Ja, aber Missie muß mit mir gehen."

„Mit dir gehen!" rief Jeß erschrocken, „warum?"

„Weil mich der Geist der alten Engländerin verfolgt, wenn ich allein gehe!"

„Du bist ein Narr!" rief Jeß ärgerlich, dann beherrschte sie sich und sagte ruhiger: „Komm, sei ein Mann, Jantjé! Denke an deinen Vater und deine Mutter und sei ein Mann!"

„Ich bin ein Mann," antwortete er trotzig, „und werde ihn töten wie ein Mann, aber was vermag ein Mann gegen den Geist einer alten Engländerin? Wenn ich das Messer in sie hineinstieße, würde sie nur Gesichter schneiden und da, wo ich hineingestochen hätte, käme Feuer heraus. Ich gehe nicht ohne Missie!" Jeß sah, daß ihm dies voller Ernst war; entweder mußte sie den Plan aufgeben, oder mit dem Manne gehen. Sie fühlte keine Kraft mehr in sich, einen

neuen Plan auszusinnen, und mußte deshalb am alten festhalten.

„Gut,“ sagte sie, „ich gehe mit dir, Jantjé.“

„Dann ist alles recht, Missie, und Sie können den Geist der alten Engländerin aufhalten, während ich Baas Frank umbringe. Aber zuerst muß er eingeschlafen, ganz fest eingeschlafen sein.“

Noch einmal krochen sie mit der äußersten Vorsicht den Hügel hinab; vom Wagenhause her ließ sich diesmal kein Lichtschimmer sehen und nichts war zu hören, als das regelmäßige Auf- und Abgehen der Schildwachen. Da sie aber beim Wagenhause nichts zu thun hatten, wandten sie sich nach links, der Eukalyptusallee zu. In der Nähe des ersten Baumes versteckte sich Jeß und Jantjé ging allein auf Kundschaft aus. Bald kehrte er wieder mit der Nachricht, daß alle Boeren im Wagen seien und schliefen und nur Frank Müller noch wach und sinnend in seinem Zelt sitze, das zwischen den ersten Gummibäumen aufgeschlagen war. Behutsam schlichen sie näher; sie waren sicher, im Schutz des dicken Nebels und der Nacht unentdeckt zu bleiben, falls sie nur nicht gehört wurden.

Endlich erreichten sie den Stamm des ersten Gummibaumes; fünf Schritte davon befand sich Franks Zelt; es brannte Licht in demselben, und da es naß war, glänzte es in phosphorescierendem Schimmer und Frank Müllers Schatten zeichnete sich riesengroß auf der Leinwand ab. Er saß in seiner Lieblingsstellung, in der er immer zu denken pflegte; die Hände auf den Knieen, den Blick ins Leere gerichtet; das Licht fiel so auf ihn, daß jeder Zug seines schönen Gesichtes scharf hervortrat. Er dachte an seinen Erfolg — hielt er ja nun doch alle Trümpfe in der Hand! Aber mitten in diesen angenehmen Gedanken klangen ihm die Worte des alten Boerengenerals wieder im Ohr: „Ich glaube, daß es einen Gott gibt — ich glaube, daß es einen Gott gibt, der den Thaten des Menschen eine Grenze setzt. Wenn er zu weit geht, tötet ihn Gott!“

Wie entsetzlich wäre es, wenn der alte Narr schließlich doch recht hätte! Angenommen, es gäbe einen Gott und

dieser Gott wollte ihn heute nacht sterben lassen und seine Seele, wenn er eine hatte, an einen Ort senden, wo Furcht und Angst nimmer enden! All sein Aberglaube erwachte und ließ ihn erbeben vor Angst. Mit einem zornigen Fluch riß er sein Oberkleid ab und warf sich, ohne die Paraffinlampe zu löschen, auf das kleine Feldbett, das unter seiner Last ächzte und stöhnte.

Dann trat eine Stille ein, die nur durch das regelmäßige Geräusch der von den Gummiblättern herabfallenden Regentropfen unterbrochen wurde. Es war eine unheimliche, niederdrückende Nacht — eine Nacht, die auch für die Nerven eines starken, durch und durch nassen, abgehetzten Mannes zu viel gewesen wäre. Um wie viel entsetzlicher mußte sie dann nicht für das unglückliche, im Fieber glühende, von körperlichen und geistigen Leiden beinahe aufgeriebene Weib sein, das hier wartete, bis der Mord vollbracht war! Langsam und träge schlichen die Minuten dahin und bei jedem Regentropfen, bei jedem Rauschen fühlte ihr schuldiges Gewissen eine grenzenlose Angst, die sie aber mit der Kraft ihres eisernen Willens unterdrückte — ja, sie wollte es vollbringen! Gewiß war er jetzt eingeschlafen!

Sie schlichen sich dicht ans Zelt heran, wo seine regelmäßigen Atemzüge verrieten, daß er in festem Schlafe lag.

Jeß wandte sich um und berührte die Schulter ihres Gefährten; er rührte sich nicht, aber sie fühlte, daß sein Arm zitterte.

„Jetzt," flüsterte sie. „Geh, sei ein Mann und denke, daß du nur Wiedervergeltung übst!"

Endlich hörte sie ihn behutsam das große Messer aus der Scheide ziehen, und einen Augenblick danach war er von ihrer Seite verschwunden. Sie wandte ihr Haupt ab und hielt sich die Ohren zu; auch die Augen schloß sie und wartete mit Todesangst, denn sie wagte nicht, sich zu bewegen.

Endlich, endlich berührte jemand ihren Arm, es war Jantjé.

„Ist es gethan?" flüsterte sie wieder.

Er schüttelte den Kopf und zog sie vom Zelte fort.

„Ich konnte es nicht thun, Missie," sagte er. „Baas

Frank ist eingeschlafen und sieht gerade aus wie ein Kind. Als ich das Messer erhob, lächelte er im Schlafe und alle Kraft verließ meinen Arm und ich konnte nicht zustoßen. Und ehe ich wieder zu Kräften kommen konnte, erschien der Geist der alten Engländerin und stieß mich in den Rücken und ich lief davon."

Vermöchte ein Blick einen Menschen zu vernichten, so wäre Jantjé in diesem Augenblick jedenfalls vernichtet worden. Noch kämpfte Jeß mit dem Zorn, den die Feigheit des Mannes in ihr erregte, als eine Tauchente, die ihr felsiges Heim verlassen hatte, um sich hier an den Rosensträuchern gütlich zu thun, vor ihren Füßen auffuhr und wie ein Schatten in der Dunkelheit verschwand. Jeß erschrak wohl, faßte sich aber sofort, während der jämmerliche Hottentotte vom Schrecken überwältigt das Messer fallen ließ und stöhnte, das sei der Geist der Engländerin. Da sie die Gefahr erkannte, in der sie schwebten, beugte sich Jeß nieder, hob das Messer auf und flüsterte ihm ins Ohr, sie stoße ihn nieder, wenn er nicht schweige.

Wohl beruhigte ihn dies ein wenig, aber keine irdische Macht hätte ihn vermocht, nochmals in das Zelt zu treten. Was konnte, was sollte sie nun thun? Sie barg ihr brennendes Antlitz in ihren nassen Händen und überlegte.

Dann befestigte sich ein schwarzer, ein entsetzlicher Entschluß in ihrer Seele. Der Mann sollte nicht entkommen, Bessie sollte ihm nicht geopfert werden — eher wollte sie es selbst vollbringen.

Lautlos stand sie auf, von der tragischen Verzweiflung ihres Entschlusses aufrecht gehalten, und glitt, das große Messer in der Hand haltend, nach dem Zelte. Ach, nur zu bald stand sie darin und suchte ihre Augen an das Licht zu gewöhnen. Nach einer kurzen Weile erkannte sie den Mann auf dem Bett ganz deutlich. Jantjé hatte gesagt, er schlafe wie ein Kind — es mochte so gewesen sein, aber in diesem Augenblick war es nicht der Fall — im Gegenteil, sein Gesicht zuckte krampfhaft wie das eines Menschen, der von der äußersten Furcht befallen ist, und große Schweißtropfen perlten auf seiner Stirn. Es war, als ob er die Gefahr

empfunden oder erkannt hätte und doch machtlos gewesen wäre, sie zu vermeiden. Er lag auf dem Rücken und sein linker Arm hing so tief über das Bett heraus, daß das Handgelenk auf der Erde lag. Das Hemd war von Hals und Brust herabgeglitten, so daß diese ganz entblößt war.

Jeß stand und starrte ihn an. „Um Bessies willen, um Bessies willen," flüsterte sie und dann glitt sie, wie von einer höheren Macht getrieben, langsam, langsam auf die rechte Seite des Bettes.

In diesem Augenblick war der Mann völlig wach und seine weit geöffneten Augen fielen auf ihr Gesicht. Was er auch geträumt haben mochte — was er jetzt wachend sah, war jedenfalls weit schrecklicher, denn die Gestalt, die sich jetzt über ihn beugte, war der Geist des Mädchens, das er im Vaal ermordet hatte! Da stand sie vor ihm, aus ihrem nassen Grabe emporgestiegen, und das Wasser rieselte ihr von Händen und Haaren. Diese eingesunkenen, marmorblassen Wangen, diese entsetzlich flammenden Augen konnten keinem Wesen von Fleisch und Blut, sie konnten nur einem Geist gehören. Es war der Geist von Jeß Croft, der Geist des Weibes, das er ermordet hatte und der kam, um ihm zu sagen, daß die Rache lebe und daß es eine Hölle gebe.

Ihre Blicke begegneten sich und kein Mensch wird jemals die Verzweiflung und das Entsetzen kennen, das ihn ergriff, ehe ihn das Ende erreichte. Sie sah sein Gesicht verfallen und aschgrau werden, während ihm der kalte Schweiß aus allen Poren brach; er war erwacht, aber die Angst lähmte ihn, er konnte nicht sprechen, sich nicht rühren.

Er war erwacht und sie durfte nicht mehr zögern ...

Er mußte noch den auf ihn gezückten Stahl haben blinken sehen und dann — — —

Sie war wieder draußen vor dem Zelte — das rote Messer in der Hand. Mit einem Schrei, der jede lebende Seele ringsum erwecken mußte, schleuderte sie die entsetzliche Waffe weit von sich. Schon vernahm sie Bewegung und Geräusch bei dem Wagen drunten, in dem die Männer schliefen, und die Fußtritte Jantjés, der lief, was er konnte, um sein Leben zu retten.

Dann wandte sie sich und floh den Hügel hinan — sie wußte nicht, wohin, und kümmerte sich nicht darum. Niemand sah oder verfolgte sie, die ganze Verfolgung hatte sich nach links, Jantjé nach, gewandt. Ihr Herz war müde und schwer und ihr Gehirn glich einem tobenden Flammenmeer, während vor, neben und hinter ihr all die Furien der Gewissensangst rasten, die den Mörder von seinem Lager aufscheuchen.

Vorwärts stürzte sie, nur ein Bild vor den Augen, nur einen Ton in den Ohren! Vorwärts über den Berg, in Nacht und Regen hinein.

Vierunddreißigstes Kapitel.

Tanta Coetzee als Helferin in der Not.

Nachdem Jeß vor Hans Coetzees Wohnung von den Boeren freigelassen worden, befahlen sie John barsch, abzusteigen und abzusatteln, was er auch that. Nachdem er sein Pferd mit Kniehalftern befestigt hatte, ließ man es grasen und bedeutete ihm, daß er ins Haus gehen solle, wohin ihn zwei von den Boeren begleiteten. Sie führten ihn in das Zimmer, das er von jener Jagdgesellschaft her kannte. Da standen noch der Tisch aus Pockholz und die Sofas und Stühle aus Stinkholz und in dem größten Stuhle am Ende des Zimmers saß auch noch immer Tanta Coetzee, so emsig wie damals mit Nichtsthun beschäftigt, und neben ihr stand eine große Kanne mit Kaffee. Auch die elegant gekleideten jungen Frauenzimmer und der sardonisch lächelnde Liebhaber der einen Tochter und all die andern jungen Leute mit den Gewehren waren da. Alles war so unverändert, daß John geneigt gewesen wäre, die Ereignisse der letzten Monate nur für einen Traum zu halten, wenn nicht der Empfang, der ihm zu teil wurde, ein wesentlich verschiedener gewesen wäre. Heute, wenige Tage nach dem Majuba,

schien kein Boer einen Händedruck von ihm, einem elenden Rotrock, zu erwarten, den sie wie einen lahmen Bock im Felde aufgelesen hatten. Johns Eintreten wurde mit eisigem Schweigen begrüßt; die alte Frau geruhte nicht aufzusehen und die Jungen wandten sich wie von einem ekelerregenden Anblick ab. Nur das Gesicht des Liebhabers verzog sich zu einem Grinsen.

John ging an das andre Ende des Zimmers, wo ein leerer Stuhl stand.

„Gestatten Sie, daß ich mich setze, Madame?“ fragte er endlich die alte Dame mit lauter Stimme.

„Herrgott,“ sagte die alte Dame, „was hat das arme Geschöpf für eine Stimme! er brüllt ja wie ein Ochse! — Der Fußboden ist eigentlich der richtige Platz für Engländer und Kaffern, aber alles in allem ist er doch ein Mensch und vielleicht müde vom Reiten — die Engländer werden das ja immer, wenn sie zu reiten versuchen.“ — Dann schrie sie plötzlich aus Leibeskräften: „Setzen Sie sich!“ Und erklärend fügte sie bei: „Ich will dem Rooibaatje zeigen, daß er nicht allein eine Stimme hat.“

Unterdrücktes Kichern belohnte diesen Witz, währenddem John sich setzte.

„Meine Güte,“ fuhr sie gleich wieder fort, denn sie hatte eine humoristische Ader, „wie bleich und schmutzig sieht er aus. Gewiß hat sich der arme Kerl in der Höhle eines Ameisenbären versteckt und nichts zu essen gehabt. Am Drakensberg unten sollen alle Ameisenbären durch die Engländer aus ihren Höhlen vertrieben worden sein und diese verhungern lieber darin, als daß sie herauskommen, aus Angst, sie könnten einen Boeren sehen.“

Dies brachte ein erneutes Kichern hervor, und dann fingen die jungen Damen den Ball auf und warfen ihn weiter.

„Sind Sie hungrig, Rooibaatje?“ fragte eine auf englisch.

John kochte vor Wut, aber er war so ausgehungert, daß er doch die Frage bejahte.

„Bindet ihm die Hände auf den Rücken, dann wollen wir sehen, ob er das Essen mit dem Maule auffangen kann, wie ein Hund.“

„Nein, nein, laßt ihn wie einen Kaffern mit einem Holzlöffel Brei essen — ich will ihn füttern, wenn der Löffel einen recht langen Stiel hat."

Dies war wieder ein neuer Anlaß zur Heiterkeit, aber schließlich wurde ihm doch vom andern Ende des Zimmers ein Stück Biltong (geräuchertes Wild) und ein Stück Brot zugeworfen; er fing es auf und versuchte seinen Heißhunger den Augen der Zuschauer so gut wie möglich zu verbergen.

„Carolus," sagte die alte Dame plötzlich zu dem Verlobten ihrer Tochter, „es stehen dreitausend Mann in der britischen Armee."

„Ja, Tant!"

„Es stehen dreitausend Mann in der britischen Armee," wiederholte sie ärgerlich, als ob jemand diese Thatsache bestritten hätte, „der Bruder meines Großvaters hat sie am Kap gezählt, und es waren dreitausend Mann."

„So ist es, Tant," bestätigte Carolus.

„Dann widersprich mir auch nicht! Es muß den lieben Gott sehr betrüben, wenn er sieht, wie ein Junge mit einem Schielauge seiner künftigen Schwiegermutter widerspricht. — Wie viele Engländer sind bei Langs Nek gefallen?"

„Neunhundert," antwortete Carolus rasch.

„Und bei Ingogo?"

„Sechshundertzwanzig."

„Und auf dem Majuba?"

„Tausend."

„Das sind zusammen zweitausendfünfhundert Mann; ja, und die übrigen fielen vollends bei Bronkers Spruit. Neefs, dieser Rooibaatje hier," damit deutete sie auf John, „ist einer der letzten Männer der britischen Armee."

Der größte Teil ihrer Zuhörer schien diese Beweisführung anzuerkennen, aber irgend ein tückischer Geist gab Carolus den Gedanken ein, ihr zu widersprechen.

„So ist es nicht, Tant; es sind noch viele verdammte Engländer da, die am Nek und in Pretoria —"

„Das ist eine schändliche Lüge," sagte die alte Dame mit erhobener Stimme, „es waren dreitausend Mann in der

britischen Armee und jetzt sind sie alle tot bis auf den einen Rooibaatje hier! Wie kannst du wagen, deiner Schwiegermutter zu widersprechen, du schieläugiger, schmutziger Affe! Da, dies ist dafür!" und ehe der unglückliche Carolus wußte, was es war, flog ihm die Kaffeekanne mit ihrem vollen Inhalt ins Gesicht und zerbrach an seiner Nase, während ihm der Kaffee in Haare und Augen und über den ganzen Körper hinabfloß.

„So!" fuhr die alte Dame durch ihren Erfolg besänftigt fort, „nun soll man mir noch einmal sagen, ich könne keine Kaffeekanne werfen! Ich habe es an meinem alten Hans nicht für nichts und wieder nichts dreißig Jahre geübt. So, Carolus, jetzt habe ich dich gelehrt, mir nicht zu widersprechen; nun geh und wasche dich, dann wollen wir zu Nacht essen."

John wurde nicht aufgefordert, am Nachtessen teilzunehmen, aber eins der Mädchen warf ihm einen in Mehl gebackenen Hering zu, wofür er sehr dankbar war, da er noch immer starken Hunger verspürte, und nachher gelang es ihm noch, ein Stück Hammelkeule und ein bißchen Brot zu erhalten.

Nach dem Essen wurden einige Flaschen Persiko gebracht, die Männer begannen zu trinken, und nun fing die Sache an für John gefährlich zu werden. Plötzlich erinnerte sich einer an Jakob, den John vom Pferde geworfen und der sehr elend im Nebenzimmer lag, und schlug vor, ihn an John zu rächen. Dies wäre auch sicherlich geschehen, hätte sich nicht der Anführer wiederum ins Mittel gelegt und gesagt: „Laßt ihn in Ruhe! Morgen führen wir ihn zum Kommandanten und Frank Müller wird schon wissen, was mit ihm anzufangen ist."

Dies hielt die Leute eine Weile im Zügel, aber bald entfernte sich Johns Beschützer, und die andern wurden immer lustiger; sie nahmen ihre Flinten und zielten auf ihn und gingen Scheinwetten ein, wer ihn am besten treffen würde. John, der die Gefahr erkannte, schob seinen Stuhl an die Wand und zog seinen Revolver, den er glücklicherweise immer noch bei sich führte.

„Wenn sich einer an mich wagt, so erschieße ich ihn bei Gott!“ sagte er auf gut englisch, und sie verstanden ihn sehr wohl.

Offenbar rettete ihm im Verlaufe des Abends das Leben nur der Besitz des Revolvers und der ausgesprochene Entschluß, sich seiner zu bedienen.

Die Sache wurde immer schlimmer, so schlimm, daß er sich schon zweimal an die alte Frau gewendet hatte, die aber mit einem sanften Lächeln auf ihrem fetten Gesichte ruhig in ihrem Sessel saß und sich jeder Einmischung enthielt. Man hat eben auch nicht alle Tage Gelegenheit zu sehen, wie ein Engländer gleich einem Ameisenbären gehetzt wird.

Gerade als John den Entschluß gefaßt hatte, nach allen Seiten hin zu schießen und zu sehen, wie er hinauskommen könne, ging Carolus, der die Kaffeekanne noch nicht verwunden hatte und sehr betrunken war, auf ihn zu und führte mit dem Gewehrkolben einen Schlag nach ihm, dem John zwar glücklich auswich, der aber die Lehne seines Stuhles zertrümmerte. Einen Augenblick später wäre Carolus' liebliche Seele in eine bessre Sphäre entschwebt, hätte nicht die alte Frau nun gemerkt, daß die Sache über den Spaß ging, und sich, mit merkwürdiger Behendigkeit durch das Zimmer watschelnd, zwischen sie geworfen.

„Nun ist's genug,“ sagte sie, mit ihren fetten Fäusten nach rechts und links puffend, „macht, daß ihr alle fortkommt; ich kann diesen Lärm hier nicht dulden. Geht und bringt eure Pferde in den Stall; sie sind morgen früh alle weg, wenn ihr sie den Kaffern anvertraut.“

Zögernd und widerwillig wollten die Männer nicht gehorchen, doch die alte Frau nahm ihren Vorteil wahr und trieb die ganze Schar zur Thür hinaus.

„So, Rooibaatje,“ sagte sie barsch, als alle fort waren, „ich kann Sie leiden, weil Sie ein mutiger Mann sind und sich nicht vor ihnen gefürchtet haben; ich kann auch keine Schweinerei in meinem Zimmer leiden, und wenn sie zurückkommen, schlagen sie Sie sicher tot. Deshalb ist es besser, Sie machen, daß Sie fortkommen, solange es noch Zeit ist.“

„Ich bin Ihnen wirklich sehr zu Dank verpflichtet, Tant,“ sagte John, erstaunt, daß sie doch ein Herz besaß und sich den ganzen Abend nur mehr oder weniger verstellt hatte.

„Oh,“ erwiderte sie trocken, „es wäre doch schade gewesen, den letzten Rooibaatje in der britischen Armee umkommen zu lassen; man sollte Sie als Merkwürdigkeit aufbewahren. Hier, nehmen Sie einen Schluck Brandy, es ist eine feuchte Nacht, und wenn Sie erst glücklich aus Transvaal draußen sind, so denken Sie manchmal dran, daß Sie der Tanta Coetzee Ihr Leben verdanken. Aber ich hätte Sie nicht gerettet, wenn Sie nicht so tapfer gewesen wären; ich habe es gern, wenn ein Mann ein Mann und kein Affe ist, wie dieser elende Carolus. Nun machen Sie, daß Sie fortkommen!“

John stürzte ein halbes Glas Brandy hinunter, und im nächsten Augenblick war er draußen und in der Nacht verschwunden. Es war sehr finster, denn die Regenwolken verhüllten den Mond, und er sah bald ein, daß jeder Versuch sein Pferd zu finden mißlingen und höchstens eine neue Gefangenschaft herbeiführen würde. So entschloß er sich, zu sehen, wie er möglichst rasch zu Fuß nach Mooifontein gelange. In der ersten Stunde ging alles gut, bald aber entdeckte er, daß er den Pfad verloren hatte; nachdem er mehr als eine Viertelstunde mit vergeblichem Suchen desselben verloren hatte, steuerte er gerade auf eine dunkle Masse los, die sich vor ihm erhob, und die er für den Hügel von Mooifontein hielt, was sie auch war. Hätte er sich links gehalten, so wäre er gerade auf das Haus, oder vielmehr auf die Stelle, auf der es gestanden, zugekommen; ohne es zu wissen, schlug er sich auf die rechte Seite und hatte den Hügel schon halb umgangen, als er seines Irrtums gewahr wurde, und auch jetzt hätte er denselben noch nicht entdeckt, wenn er nicht in dem feuchten Nebel und der Dunkelheit in die Leeuwen Kloof geraten wäre, in der er einst jene interessante Unterredung mit Jeß gehabt hatte. Während er die Schlucht hinauftappte und -stolperte, ließ plötzlich der Regen nach und der Mond ging auf; es war nun beinahe Mitternacht. Der

erste Mondstrahl fiel auf einen der merkwürdigen Steinpfeiler, und John erkannte den Platz. Wie sich denken läßt, war John, der beinahe eine Woche gereist war, nachgerade gänzlich erschöpft; wäre es nicht um den Brandy gewesen, den ihm Tanta Coetzee gegeben, so hätte er die fünfzehn Meilen, die er nun hinter sich hatte, nicht mehr zurücklegen können. Jetzt hatte er nur noch die Empfindung, daß er, naß wie er war, nichts andres mehr zu thun vermochte, als sich niederzulegen und einzuschlafen oder zu sterben, wie es gerade kommen sollte. In diesem Augenblick erinnerte er sich der kleinen Höhle, von der aus Jeß den Sturm beobachtet hatte; Bessie, mit der er nach ihrer Verlobung einmal hier gewesen, hatte sie ihm gezeigt und gesagt, es sei einer von Jeß' Lieblingsplätzen.

Erreichte er die Höhle noch, so fand er wenigstens ein Obdach und ein trockenes Fleckchen Erde, auf das er sich niederlegen konnte; es mochte nicht mehr weiter als dreihundert Schritte bis dahin sein, und mutig bahnte er sich seinen Weg durch das nasse Gras und über die Steine hinweg, bis er endlich die riesige Säule erreichte, die der Blitz vor Jeß' Augen zertrümmert hatte.

Noch dreißig Schritte weiter und er war in der Höhle.

Mit äußerster Erschöpfung warf er sich auf den Felsenboden und war beinahe augenblicklich in tiefen Schlaf versunken.

Fünfunddreißigstes Kapitel.

Das Ende.

Als der Regen aufhörte und der Mond zu scheinen begann, floh Jeß noch immer gleich einem wilden Tiere über die Ebene dahin und den Berg hinan; sie fühlte weder Müdigkeit noch Erschöpfung und hatte nur den einen Gedanken, zu entfliehen und sich irgendwo zu verbergen, wo niemand mehr von ihr hören, niemand sie mehr sehen konnte.

Plötzlich stand sie auf dem Gipfel des Berges über der Leeuwen Kloof, in die sie erstaunt hinabzusteigen begann, sobald sie den Ort erkannt hatte. Hier wußte sie einen Platz, an dem sie liegenbleiben konnte, bis sie starb, denn niemand kam hierher, als ab und zu ein Trupp wandernder Kaffern. Eine wilde, unheimliche Gestalt, sprang sie von Fels zu Fels, und ihre Erscheinung stand in voller Uebereinstimmung mit der feierlichen, titanischen Traurigkeit der Schlucht.

Zweimal fiel sie in das Wasser, aber sie beachtete es nicht und schien es nicht einmal zu fühlen. Endlich war sie unten, bald kroch sie wie ein schwarzer Fleck durch breite Streifen des Mondlichtes, bald schien sie von der Dunkelheit verschlungen zu werden. Nun stand sie vor der Oeffnung ihrer kleinen Höhle; ihre letzte Kraft verließ sie, sie vermochte kaum mehr hineinzukriechen, gebrochen, aufgerieben, sterbend.

„O Gott, vergib mir! Gott vergib mir!" stöhnte sie, als sie auf den Felsengrund niedersank. „Bessie, ich habe mich an dir versündigt, aber ich habe meine Schuld gesühnt und getilgt. Für dich, Bessie, Geliebte, habe ich es gethan, nicht für mich. Eher wäre ich gestorben, als daß ich es um meinetwillen gethan hätte. Jetzt wirst du John heiraten und nie, niemals erfahren, was ich für dich gethan. Ich sterbe; ich weiß, daß ich sterbe. Ach, nur einmal noch sein Antlitz sehen, — ehe ich sterbe!"

Langsam kroch das Mondlicht in die Dunkelheit der Felsen hinab; endlich drang es ein wenig in die kleine Höhle hinein und fiel auf Johns schlummerndes Gesicht — er lag ein paar Schritt von ihr entfernt. Ihr Gebet war erhört; ihr Geliebter ruhte neben ihr.

Zweifelnd fuhr sie auf und betrachtete ihn. War es eine Erscheinung? War er tot? Auf Händen und Füßen schleppte sie sich zu ihm heran und horchte, ob er noch atme. Ja, er atmete, stark und langsam, wie ein in tiefen Schlaf versunkener Mann.

Er lebte also. Sollte sie ihn wecken? Wozu? Um ihm zu sagen, daß sie eine Mörderin sei und vor seinen Augen zu sterben! Ihr Instinkt sagte ihr, daß ihre Natur

erschöpft sei, und sie wußte, daß sie der Auflösung rasch entgegenging. — Nein, sie wollte ihn nicht wecken! nein, tausendmal nein!

Nur den Paß, auf dessen Rückseite sie an ihn geschrieben, zog sie aus ihrem Busen hervor und barg ihn zwischen seinen unempfindlichen Fingern. Dies sollte für sie sprechen. Dann beugte sie sich über ihn und betrachtete sein schlafendes Antlitz — die Verkörperung unendlicher, verzweifelnder Zärtlichkeit und einer Liebe, die tiefer war, als das Grab. Und als sie so saß und ihn betrachtete, wurden ihre Füße und Beine kalt und starr, bis sie schließlich unterhalb ihres Busens jede Empfindung verloren hatte. Bis zum Herzen war sie schon abgestorben. Wohl, es war am besten so!

Die Mondstrahlen waren langsam aus der Höhle entschwunden und Johns Angesicht wurde dunkel vor ihrem sich trübenden Blick. Sie beugte sich nieder und küßte ihn — einmal — zweimal — dreimal.

Und nun war das Ende da. Vor ihren Augen zuckte ein feuriger Blitz und in ihren Ohren schienen tausend Meere zu rauschen; langsam sank ihr Haupt auf die Brust ihres Geliebten und so starb sie und schwebte empor zu einem bessern, freieren Leben oder sank sie, wie manche glauben, hinab in die Tiefen des ewigen Schlafes.

Arme Jeß mit den dunkeln Augen und dem tiefen, reich empfindenden Herzen! Dies war das Ende ihrer Liebe, dies war ihr Brautbett!

Es war vorbei. Sie war dahin und hatte das Geheimnis ihrer Aufopferung und ihres Verbrechens mit sich genommen, und die Nachtwinde, die zwischen den Felsen klagten und stöhnten, sangen ihr ein Requiem. Hier war ihr die Liebe aufgegangen, hier endete sie auch für diese Welt. — Sie ruhe im Frieden!

* * *

Der Morgen nahte und noch immer lag John in tiefem, harmlosem Schlaf, während das im Tode erblichene Haupt des Weibes, das er geliebt, auf seiner Brust gebettet ruhte. Die Sonnenstrahlen glitten in die Höhle und spielten gleichgültig auf dem bleichen Antlitz und den wirren Locken und

der breiten Brust des Mannes, an der sie ruhten. Ein alter Pavian guckte um die Felsenecke und zeigte keine Ueberraschung, sondern nur Entrüstung über die toten oder lebenden Eindringlinge. Ja, die Welt erwachte wie gewöhnlich und kümmerte sich nicht darum, daß Jeß gestorben war — sie ist solche Dinge gewöhnt.

Und endlich erwachte auch John; er reckte die Arme und gähnte, und dann erst bemerkte er die Last auf seiner Brust. Er blickte hin — erst sah er nur undeutlich — dann klarer.

* * *

Es gibt Dinge, in deren Tiefen man besser thut, nicht eindringen zu wollen, und dazu gehört auch eines starken Mannes Schmerz.

Glücklich war es für ihn, daß er in der ersten einsamen Stunde der grenzenlosen Verzweiflung den Verstand nicht verlor. Er überlebte es, wie wir vieles überleben, und war wohl und gesund danach, aber es ließ für sein ganzes Leben Spuren an ihm zurück.

Zwei Stunden später kam eine abgemagerte, abgehärmte Gestalt, die etwas in den Armen trug, den Berg auf der Seite nach Mooifontein herabgewankt. Die ganze Ansiedelung war in Aufregung; hier und dort standen Gruppen lebhaft sprechender Boeren, die, als sie den Mann kommen sahen, herbeiliefen, um zu erfahren, wer er sei und was er trage. Als sie dies erkannt hatten, wichen sie lautlos beiseite und ließen ihn vorübergehen. Einen Augenblick zögerte er, als er sah, daß das Haus abgebrannt war, dann wandte er sich nach dem Wagenhause und legte seine Last auf der Sägebank nieder, auf der Frank Müller am Tage vorher als Richter gesessen hatte.

Endlich fragte John heiser: „Wo ist der alte Mann?"

Einer von ihnen deutete auf die Thüre des kleinen Zimmers.

„Oeffnet!" sagte er so gebieterisch, daß sie ihm ohne ein Wort der Widerrede gehorchten.

„John, John!" rief Silas Croft und erhob sich, von

Staunen überwältigt, von dem Sack, auf dem er gesessen hatte. „Gott sei Dank! — Du kehrst vor den Toten zu uns zurück!“ und zitternd vor Freude und Ueberraschung wollte er ihm um den Hals fallen.

„Still,“ antwortete er, „ich habe den Tod mit mir gebracht.“

Und er zeigte ihm Jeß.

* * *

Im Laufe des Tages gingen die Boeren alle fort und ließen sie allein. Nun, da Frank Müller tot war, hatte keiner mehr Lust, das Todesurteil an ihrem alten Nachbarn zu vollstrecken; außerdem war auch das Urteil nicht unterzeichnet. Sie begnügten sich also damit, eine Art formloser Untersuchung an dem Körper ihres ermordeten Führers vorzunehmen, und begruben ihn dann auf dem kleinen umfriedigten Kirchhof mit den vier Rotgummibäumen in den Ecken. Lieber, als daß sie sich die Mühe genommen hätten, ein andres Grab für ihn aufzuwerfen, versenkten sie ihn in dem, das er für Silas Croft bestimmt hatte.

Wer Frank Müller ermordet hat, war und ist ein Geheimnis für sie bis auf den heutigen Tag. Das Messer wurde von den Eingeborenen als dem Hottentotten Jantjé gehörig erkannt, und einen Hottentotten hatte man vom Orte der That entfliehen sehen und ein Stück Weges verfolgt, weiter aber nie wieder von ihm gehört, weshalb viele glauben, er sei der Schuldige. Andre wieder nehmen an, Frank Müllers eigner Diener, der einäugige Kaffer Hendrik, der auch auf geheimnisvolle Weise verschwunden war, trage die Last des Verbrechens. Da aber keiner der beiden mehr zum Vorschein kam, wird die Sache wohl unaufgeklärt bleiben; es nahm auch niemand großes Interesse daran, denn Frank Müller war nicht beliebt gewesen, und die bloße Thatsache, daß ein Mann gewaltsam ums Leben kommt, erregt in rauhen Zeiten unter einem rauhen Volke kein allzu großes Aufsehen.

* * *

Am folgenden Tage begruben auch Silas Croft, Bessie und John Niel ihre Tote auf dem Friedhof am Hügel, und dort ruht nun Jeß keine zehn Fuß von dem Manne, an dem sie das Gericht vollzogen hatte. Doch sie wußten und ahnten dies nie; es blieb ihnen sogar unbekannt, daß sie in jener Nacht in der Nähe von Mooifontein gewesen war. Jantjé allein wußte es und der hatte sich vor den verfolgenden Boeren weit hinein nach Centralafrika geflüchtet.

„John," sagte der alte Mann, als sie das Grab zugeschaufelt hatten, „dies ist kein Land für Engländer, wir wollen nach England zurückkehren."

John nickte zustimmend, denn er konnte nicht sprechen. Glücklicherweise gebrachen ihnen die Mittel dazu nicht, obgleich sie zu Grunde gerichtet waren. Die tausend Pfund, die John an Silas bezahlt hatte, lagen mit weiteren zweihundertfünfzig Pfund noch in der Standard Bank in Newcastle in Natal.

Und so kehrten sie im Laufe der Zeit nach England zurück.

Was bleibt nun noch viel zu sagen übrig? Jeß, die für den, der das hier Erzählte las, wie es gelesen sein wollte, die Seele des Ganzen war — Jeß ist tot und ihre Geschichte zu Ende.

* * *

Nur noch ein Wort.

Einige Monate nach seiner Rückkehr nach England erhielt John Niel nicht ohne Schwierigkeiten eine Anstellung als Verwalter auf einem großen Gute in Rutlandshire, welche Stellung er bis heute sich zur Ehre und seinem Arbeitsgeber, soweit dies heutzutage noch möglich ist, zum Vorteil ausfüllt. Bald wurde er auch der geliebte Gatte der lieblichen Bessie Croft, und kann alles in allem ein glücklicher Mann genannt werden. Zuzeiten überwältigt ihn aber ein Kummer, dessen Ursache sein Weib nicht kennt, so daß er manchmal nicht ganz er selbst ist.

Er ist kein Mann, der zu philosophischen Betrachtungen geneigt ist, aber manchmal, wenn er nach vollbrachtem Tage-

werk durch seinen Garten schlendert und auf die friedliche englische Landschaft vor seinen Augen blickt, und dann zu dem sternenbesäten Himmel aufschaut, fragt er sich, ob je die Stunde kommen wird, in der er noch einmal in jene leidenschaftlichen, dunkeln Augen blicken und jene süße, unvergeßliche Stimme hören wird.

John fühlt sich seiner verlorenen Geliebten heute, da sie tot ist, so nahe, als da sie noch lebte, und von Zeit zu Zeit ist es ihm, als wisse er bestimmt, daß er an den Pforten jenes ewigen Lebens, das, wie er wenigstens glaubt, uns armen ringenden Sterblichen beschieden sein soll, Jeß seiner harrend finden werde.

Ende.

BAYERISCHE STAATS BIBLIOTHEK MUENCHEN

Nützliches Festgeschenk für Frauen und Mädchen!

Das Hauswesen

nach seinem ganzen Umfange dargestellt in Briefen an eine Freundin

mit Beigabe eines

vollständigen Kochbuches

von

Marie Susanne Kübler.

a) Ausgabe für Süddeutschland,

b) Ausgabe für Norddeutschland, bearbeitet von L. v. Proepper.

Preis: in Leinwand geb. M. 5. 50. — Fs. 7. 35 Cs. fl. 3. 30 kr. Ö. W.

Zwölfte Auflage.
Zwölfte Auflage.
1400 zuverlässige durchaus erprobte Rezepte.

Kein andres Werk bietet einen so reichen Inhalt zu so billigem Preis.

Zwölfte vermehrte und verbesserte Auflage mit zahlreichen Abbildungen.

Praktische Ratschläge über alle Zweige der Haushaltung.

Inhalt.

Arbeit. — Ordnung. — Behandlung der Dienstboten. — Reinlichkeit. — Sparsamkeit. — Haushaltungsgeld. — Haushaltungsbuch. — Küche und Speisekammer. — Kenntnis und Einkauf der Nahrungsmittel. — Kochkunst. — Küchenrezepte. — Speisezettel. — Anordnung der Tafel. — Servieren und Tranchieren. — Familientisch. — Küche, Herd und Geschirr. — Küchenkalender. — Speisen und Getränke für Kranke. — Waschküche. — Möbel. — Kleider. — Keller. — Brennmaterialien. — Geflügelhof. — Gemüse- und Blumengarten u. s. w.

Dieses vorzügliche, aus den Erfahrungen eines vielseitigen Thätigkeitslebens hervorgegangene Buch, welches alle im Haus-

halt vorkommenden Verhältnisse eingehend bespricht, erfreut sich einer von Jahr zu Jahr wachsenden Verbreitung. Sein geradezu universeller, durchaus auf **praktischer Erprobung** fußender Inhalt macht es zu einem unentbehrlichen Ratgeber namentlich für **Anfängerinnen** in der schweren Kunst des Haushaltens, auf deren Bedürfnisse es besonders Rücksicht nimmt, so daß sie sich im Besitze dieses Buches nie in Verlegenheit befinden können. — Mit ängstlicher Sorgfalt war die Verfasserin bemüht, nur ganz **erprobte** und **zuverlässige** Rezepte in das überaus **reiche und vollständige** Kochbuch aufzunehmen, welches sich durch Klarheit, Einfachheit und **Sparsamkeit** der Rezepte auszeichnet; während dasselbe einerseits vollständig genügt, die **feinste Mahlzeit** zu bereiten, so findet man andrerseits darin auch Vorschriften für die einfachsten Gerichte der **bürgerlichen Küche.** Dem **Einmachen von Früchten** in Dampf und Zucker ist besondre Sorgfalt gewidmet. Das so wichtige Kapitel über die Behandlung der **Wäsche** ist ebenso ausführlich als zweckmäßig behandelt. Kenntnis und Einkauf der Nahrungsmittel nehmen eine hervorragende Stelle ein unter den vielfachen Belehrungen, die in obiger Inhaltsübersicht einzeln angeführt sind.

Die anziehende und unterhaltende Schreibweise der Verfasserin, welche auch den trockenen Hausgeschäften einen poetischen Schimmer verleiht und welche über den Notwendigkeiten des praktischen Lebens die höheren Ziele des Frauenberufes nicht vergißt, erhebt dieses Werk zu einem wirklichen **Bildungsbuche** im höheren Sinne.

Johannes Scherr sagt von diesem Buche in der „Gartenlaube": „Tausenden und wieder Tausenden von jungen Mädchen, jungen Frauen und jungen Müttern ist die Verfasserin dadurch eine Lehrerin und Führerin, geradezu eine Wohlthäterin geworden und gar mancher junge Ehemann hatte, ohne es zu wissen, vollauf Ursache, der ‚Marie Susanne Kübler' dankbar zu sein."

Vorrätig in allen Buchhandlungen.

☞ Bei Bestellungen bittet man anzugeben, ob die Ausgabe für Norddeutschland oder Süddeutschland gewünscht wird.

Verlag von J. Engelhorn in Stuttgart.

Haggard, H. Rider,

Eine neue Judith (Jess.) : Roman in zwei Bänden

Bd.: 2

Stuttgart 1887

L.eleg.g. 126 n-4,1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11640337-1